

**Förderverein Bairische Sprache
und Dialekte e. V.**

Rundbrief

Ostern ...

... zwischen Brauchtum und Glauben



Impressum

Herausgeber und Verleger:

Förderverein Bairische Sprache
und Dialekte e.V.
Ingelsberger Weg 13
85604 Zorneding
Telefon (081 34) 93 15-11
Telefax (081 34) 93 15-13

Bankverbindung:

Kreissparkasse München
BLZ 702 501 50
Konto-Nr. 230 779 688

Internet:

www.fbsd.de

eMail:

fbsd@fbsd.de

ISSN 1436-9184

Verantwortlich für die

Redaktion:

Peter von Cube
(kommissarisch)

Erscheinungsweise:

vierteljährlich

Bezugspreis:

im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Anzeigenpreisliste:

z. Zt. gilt Nr. 1 vom 1.1.1996.

Auflage:

3.500

Gesamtherstellung:

 **prograph** gmbH
Agnes-Bernauer-Straße 149 E
80687 München
Telefon (089) 56 66 44
Telefax (089) 5 46 91 34
email: prograph@t-online.de

Autorenhinweis:

Namentlich gekennzeichnete
Beiträge geben die Meinung
des Verfassers wieder und sind
nicht unbedingt als Stellung-
nahme des Vereins zu betrachten.

pvc = Peter von Cube;

jd = Jan Drebes; *blx* = Barbara Lexa

Gestaltung:

Cornelia und Peter von Cube

Redaktionsschluß

für den nächsten Rundbrief:

1. Juni 2007

Inhalt



Vorwort	1
Sprachirungen	2
Liturgie und Brauchtum zur Osterzeit	3
Ostern im Herbst	5
Joseph Schlicht: Altbayerische Osterfreuden	6
Volksmusik im Bayerischen Rundfunk	9
Schwere Osterzeiten	10
Das Heilige Grab von Höglwörth	10
Was Sie immer schon über Ostern wissen wollten	11
Bairischer Advent in Garmisch-Partenkirchen	12
Preißln scho im Kindergarten	13
»Wie bayerisch ist München noch?«	14
Bairisch sprechen – eine sprachliche Behinderung!?	16
Bairisch gredt und echte Volksmusik gefragt!	18
Nachruf auf Hermann Schinner	18
Internationaler Tag der Muttersprache	19
Ostern	20
Woher die Baiern wirklich kamen	21
Michael-Doeberl-Preis für unser Mitglied Niklas Hilber ..	23
Kleine bairische Wortkunde	24
Bedeutung der Dialekte in Italien	25
Alles über den unsinnigen/lumpigen/gumperten Donners- tag	28
Der FBSD gratuliert Hans Schratzenstaller zum 80.!	29
Lesermeinung / Kurzbeiträge	30
Termine ... Termine ... Termine	31
Aufnahmeformular	U3

Titelbild:

Das Ei, als Fruchtbarkeitssymbol und (früher) geheimnisumwitterter
Lebensspender verehrt, bildet quasi ein Bindeglied; es steht über
(oder zwischen) den anderen Symbolen für Ostern:

Dem Osterlamm auf der einen Seite mit der Siegesfahne als dem
Glaubenssymbol schlechthin; erinnernd an Jesus, der geduldig
leidend wie ein Lamm den Tod auf sich nahm, die Siegesfahne weist
hin auf seinen Sieg über den Tod. Auf der anderen Seite der profane
Osterhase: auch er steht für die Fruchtbarkeit (wie das Ei); wenngleich
es Versuche gibt, christliche Deutungen zu wagen; diese aber ver-
mutlich aber nur, um vom übermächtigen, Schokoladenindustrie-
gesteuerten Osterkommerz abzulenken ...

Liebe Mitglieder, liebe Freunde der bairischen Sprache,

eine der angenehmsten Begleiterscheinungen in jedem Frühjahr ist wohl das positive Lebensgefühl, das sich angesichts der erwachenden Natur auch bei uns Menschen einstellt. Besonders erfreulich ist aber auch die Entwicklung unserer Mitgliederzahlen. Zählte unser Verein am Ende des Jahres 1999 noch einen Stand von 1705 Mitgliedern, haben wir im Februar 2007 den bisherigen Höchststand von 2667 Mitgliedern erreicht. Trotz einiger schwieriger Jahre war die Zahl der Neueintritte in jedem Jahr höher als die der Austritte. Das Jahr 2006 war mit saldiert 163 Neuzugängen eines der bisher erfolgreichsten in unserer Vereinsgeschichte und dieser Trend scheint sich auch 2007 verstärkt fortzusetzen. So konnten wir in den ersten beiden Monaten bereits 88 neue Mitstreiter für den Erhalt unserer bairischen Sprache begrüßen. Allen langjährigen Mitgliedern möchte ich an dieser Stelle meinen Dank für ihre Treue und ihr Engagement aussprechen. Den erst in jüngerer Zeit neu hinzu gekommenen danke ich für das deutliche Zeichen, das sie mit ihrem Beitritt gesetzt haben und lade sie herzlich ein, sich möglichst aktiv an unserer Vereinsarbeit zu beteiligen. Verschiedene Beiträge unseres aktuellen Rundbriefes widmen sich thematisch dem bevorstehenden Osterfest. Es ist das höchste Fest im kirchlichen Jahreskreis. Seine weit in die vorchristliche Zeit zurück reichenden Wurzeln zeigen sich noch heute in zahlreichen heidnischen Fruchtbarkeitssymbolen. Da ist es kein großer Gedan-

kensprung zu dem seit Jahren zu verzeichnenden, teilweise dramatischen Rückgang der Geburtenraten in fast allen westlichen Industrienationen und den damit einher gehenden Nachteilen für die demographische Entwicklung, die auch in unserem Land unübersehbar sind. Einer der neuesten Lösungsansätze der Politik ist die Forderung nach flächendeckender Einführung von Kinderkrippen. Durch dieses Betreuungsangebot soll die Vereinbarkeit von Kind und Karriere verbessert und damit jungen Paaren die Entscheidung für eigenen Nachwuchs erleichtert werden. Ganz abgesehen von dem ungenuten Gefühl, das mich beschleicht, wenn Kinder in einer so frühen, prägenden Lebensphase staatlicher Obhut übergeben werden, sehe ich auch eine große Gefahr für die sprachliche und kulturelle Entwicklung unserer Kinder. Schon heute wird in viel zu vielen Kindergärten unseren Buben und Mädchen von nicht bairisch sprechenden, oftmals verständnislosen Erzieherinnen die zarten Pflänzchen unserer schönen



Muttersprache mit Stumpf und Stiel ausgerissen und dafür andere, für den bairischen Boden völlig ungeeignete nördliche »Sprach-Neophyten«* eingepflanzt. Um wie viel verheerender werden erst die Auswirkungen sein, wenn nahezu die gesamte frühkindliche Sprachentwicklung in der Kinderkrippe stattfindet? Auch stellt sich mir die Frage, welchen Familiensinn diese Kinder entwickeln werden. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, Kinderkrippen sind eine segensreiche Einrichtung für Eltern, die sich in einer Zwangslage befinden. Aber sie sollten die Ausnahme bleiben und nicht zur Regel erhoben werden. Geburtenrückgang und steigende

* **Neophyten** sind Pflanzenarten, die von Natur aus nicht in einem bestimmten Gebiet vorkommen, sondern durch den Einfluss des Menschen dorthin kommen. Sie gehören daher zu den *gebietsfremden Arten*. Diese Arten haben unerwünschte Auswirkungen auf andere Arten oder Lebensgemeinschaften. So können sie z.B. in Konkurrenz um Lebensraum zu anderen Pflanzen treten und diese verdrängen. Sie können auch ökonomische oder gesundheitliche Probleme verursachen. Invasive Arten gelten weltweit als die zweitgrößte Gefährdung der biologischen Vielfalt. Sie können dabei zum Naturschutzproblem werden: In Konkurrenz um Lebensraum und Ressourcen mit den heimischen Arten können sie dadurch spezifisch einzelne Arten verdrängen. Übertragen auf die Situation der Dialekte bedeutet das: Die von Erziehern gedankenlos ausgebrachte Nordsprech-Saat wird aufgehen, die heimischen Dialekte überwuchern und auf längere Sicht total verdrängen! Da hilft nur eins: Liebevoller Pflege der Dialekt-Pflänzchen, ausreichend düngen, immer gießen und vor allem alles dazwischen wuchernde Sprachunkraut ausreißen mit Stumpf und Stiel.

pvc



Lebenserwartung sind Entwicklungen in unserer Gesellschaft, die dauerhaft wohl nur mit einer Rückbesinnung auf großfamiliäre Strukturen bewältigt werden können, wie sie heute fast nur noch in landwirtschaftlichen Familien anzutreffen

sind. Den Kleinsten bleibt die Kinderkrippe erspart, und den Ältesten das Pflegeheim.

Alle profitieren davon, die Menschen, die Sozialkassen und nicht zuletzt auch unsere Sprache und unsere Kultur.

Ich wünsche Ihnen ein frohes Osterfest

Martin Bauer, 1. Vorsitzender

... da hauts da doch glei d Sicherheit aussa:



Da Holz Gerhard hat des Riesenplakat in Feldmoching drausd gsegn und aa glei photographiert: Wia solln unsere Kinder eahna Muattasprach geschweige denn a süddeutsche Hochsprach lerna, wenna mit so aram Nordsprech-Kauderwelsch bombardiert werdn?



Da Gastl Armin (Beirat im LV München) hod des Buidl an aram (schwarz?) Freitag aufm Sendlinger-Tor-Platz in München aufnumma: Beim Fest der Bayerischen Käseerzeuger! Diese Firma ist eine eingetragene Genossenschaft für Milcherzeuger aus Landshut/Niederbayern.



So einfach geht des: aus aram schriftdeutschn Palmkätzchen werd im Dialekt a (lautschriftlichs) »Boimkatzl«; a Werbeleiter, der gwieß ned boarisch redt, hört des und macht a »Baumkatzel« draus! Gsegn und aufnumma beim Tengelmann am Willibaldplatz vom Peter von Cube.

Liturgie und Brauchtum zur Osterzeit

Der Name des *Palmsonntags* (lateinisch *dominica palmarum*) nimmt Bezug auf die Evangelienberichte über den Einzug von Jesus in Jerusalem. Bei Johannes heißt es im 12. Kapitel, dass die Leute in Jerusalem vom Kommen des Heilands hören, Palmzweige nehmen und vor die Stadt hinausziehen, um ihn zu begrüßen: »Hosiana, gepriesen sei derjenige, der im Namen des Herrn kommt, der König Israels,« ruft die Menge begeistert zum Empfang.

Die jubelnden Rufe der Leute orientieren sich am Wortlaut der Psalmen. Bis zur Gegenwart werden am Palmsonntag Prozessionen abgehalten, die den Einzug von Jesus in Jerusalem als Thema haben. Da in unseren Breiten keine Palmen wachsen, nimmt man stellvertretend Weidenzweige und deren früh ausschlagende Triebe, die man auch *Palmkätzchen* nennt.

Zahlreiche Bräuche sind von alter Zeit her mit dem Palmsonntag verbunden. Insbesondere regt erwartungsgemäß der Bericht vom Einzug des Heilands in Jerusalem immer wieder zu bildlichen Darstellungen an. Matthäus beschreibt im 21. Kapitel, wie Jesus die Jünger beauftragt, ihm eine Eselin zu bringen. Auf die Eselin legen die Jünger ihre eigenen Kleider, Jesus setzt sich darauf und reitet an der jubelnden Menge vorbei nach Jerusalem hinein. Zahlreich sind kunstvolle Nachbildungen des »Palmesels« mit dem darauf sitzenden Jesus. Bei Prozessionen werden meist aus Holz gefertigte Statuen entweder getragen oder auf Rollen mitgeführt.

Die liturgischen Feiern am Palmsonntag heben zwei völlig verschiedene Aspekte hervor. Mit Prozessionen wird der Einzug in Jerusalem als triumphales Ereignis dargestellt. Wir wissen aber auch, dass der Verrat, der Prozess und die Kreuzigung des Heilands unmittelbar bevorstehen. Dementsprechend sind die liturgischen Texte gleichzeitig von Trauer getragen. Freilich ist ebenfalls klar, dass die tragischen Ereignisse am Karfreitag in die Auferstehung am Ostermorgen einmünden. Die Trauer über die Kreuzigung des Gottessohnes führt hin zur zuversichtlichen Freude, dass den Menschen das ewige Leben zuteil wird.

Mit dem Montag nach dem Palmsonntag beginnt die *Karwoche*, die im liturgischen Jahreskreis als unmittelbare Vorbereitung auf das Hochfest Ostern große Bedeutung hat. Sprachlich geht *Kar-* in *Karwoche* auf das althochdeutsche Wort *chara* zurück, das mit dem englischen *care* »Sorge« verwandt ist. Mit *Kar-* sollen »Sorge«, »Wehklage« und »Trauer« zum Ausdruck kommen. Dementsprechend werden auch während der Liturgie in der Karwoche vorwiegend die Klagelieder des Jeremias aus dem Alten Testament verwendet. Ihrem Ursprung nach rühren die Klagelieder von der Totenklage her, und Totenklage trifft wirklich zu, weil der Heiland am Karfreitag den Opfertod für die sündige Menschheit erlitten hat.

Entsprechend der liturgischen Ordnung haben sich im Laufe der Zeit unterschiedliche Bräuche entwickelt. Der Grün-

donnerstag ruft das Letzte Abendmahl von Jesus mit seinen Jüngern, die Fußwaschung, die Einsetzung der Eucharistie, den Verrat durch Judas und die Gefangenennahme des Gottessohnes am Ölberg in Erinnerung. Liturgisch ist am Gründonnerstag besonders die Weihe der sakramentalen Öle wichtig. Da die Karwoche den Höhepunkt der Fastenzeit bildet, sind die Speisevorschriften im Detail genau geregelt. Der Gründonnerstag wird oft so verstanden, dass nur Grünzeug zur Ernährung erlaubt ist.

Besonders intensiv sind herkömmlich die liturgischen Regeln für den Karfreitag. Um die für den Karfreitag angemessene Grundstimmung der Trauer anzudeuten, bleibt die Orgel stumm. Ab Gründonnerstag ertönen die Glocken nicht mehr, man sagt im Volksmund, dass die »Glocken nach Rom fliegen«. Während des Gottesdienstes werden auch die sonst üblichen Glöckchen nicht verwendet: An die Stelle des hellen Glockenklangs treten die so genannten Karfreitagsratschen, die als spröde Klappern nur einen krachenden und knarrenden Ton von sich geben. Der Karsamstag ist für die Grabruhe des Herrn bestimmt: Nach der Überlieferung wurde Jesus am Karfreitag zur sechsten Stunde gekreuzigt, zur neunten Stunde gab er den Geist auf. Bis zum Gloria des Gottesdienstes in der Osternacht schweigt die Orgel, und auch die Glocken ertönen nicht.

Das Hochfest Ostern ist im tiefsten Sinn ein christliches Fest: Am Karfreitag wird an den Kreuzestod von Jesus Christus



erinnert, und am dritten Tag steht der Heiland von den Toten auf. Am Ostermorgen wird das Osterfeuer entzündet, und brennende Kerzen bringen Licht in die finsternen Kirchen. Das zentrale Thema der feierlichen Gottesdienste ist die Rettung der sündigen Menschheit von der ewigen Verdammnis. Ab Gründonnerstag schweigen Glocken und Orgel, im Gloria des Ostergottesdienstes ertönt die Orgel von neuem, und während des ganzen Glorias läuten die Glocken, um die Freude über die Auferstehung von den Toten zu bekunden.

Ostern ist ein bewegliches Fest. Seit dem von Kaiser Konstantin dem Großen einberufenen Konzil von Nicäa im Jahre 325 gilt die Regelung, dass sich der Ostertermin nach den Mondphasen im Frühjahr richtet: Ostern wird an dem Sonntag gefeiert, der auf den ersten Vollmond nach dem 20. März eines Jahres folgt. Der früheste mögliche Termin für Ostern ist der 21. März, der späteste Termin der 24. April. Innerhalb dieser Eckpunkte kann der Ostersonntag theoretisch auf jeden der dazwischen liegenden 35 Tage fallen, nämlich auf jeden der elf Tage vom 21. bis 31. März und der vierundzwanzig Tage vom 1. bis 24. April. Heuer wird der erste Vollmond nach Frühlingsanfang am 2. April, dem Montag nach dem Palmsonntag, erreicht, daher ist Ostersonntag am 8. April.

Dass christliche Feste für rein weltliche Ziele unfunktioniert werden, ist keine Neuigkeit. Bei den Hochfesten Weihnachten und Ostern ist die Kommerzialisierung besonders offenkundig. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass bei allen Osterbrä-

chen der Gedanke an die im Frühjahr zu neuem Leben erwachende Natur stark im Vordergrund steht. Von seinem Grundgehalt her betont das Osterfest freilich die einmalige Erlösungstat durch den Gottessohn, und die periodisch wiederkehrende Erneuerung der Natur im Frühjahr steht dazu in keiner direkten Beziehung. Für die Entwicklung der modernen Osterbräuche ist eine angeblich heidnische Göttin *Ostara* maßgebend, die sich bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Sie wird bis zur Gegenwart verschiedentlich sogar bildlich dargestellt. In erster Linie wird sie erwartungsgemäß als Fruchtbarkeitsgöttin aufgefasst, und dazu passen logischerweise die Eier und natürlich auch der Hase als Symbol der Fruchtbarkeit. Die Göttin *Ostara* lässt sich allerdings in keiner Weise aus alten Quellen nachweisen. Es sieht eher so aus, als wäre sie in dem Ausmaß in den Vordergrund getreten als die rein christliche Bedeutung des Osterfestes verblasste. Über mit Ostern verbundenes Brauchtum besonders im süddeutschen Raum unterrichtet eingehend Dietz-Rüdiger Moser, *Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf. Brauchformen der Gegenwart in kulturgeschichtlichen Zusammenhängen* (Graz / Wien / Köln, 1993) und in etwas gestraffter Form Dietz-Rüdiger Moser, *Bräuche und Feste durch das ganze Jahr. Gepflogenheiten der Gegenwart in kulturgeschichtlichen Zusammenhängen* (Freiburg, 2002).

Ein wesentlicher Bestandteil der Osterliturgie ist seit jeher die Taufe der neu in die Gemeinschaft aufgenommenen Christen. Vermutlich weist

ursprünglich das Wort *Ostern* auf die »Taufe« hin: Ein Verb *ausa* im Sinne von »schöpfen« ist im Skandinavischen überliefert, und es ist sehr wohl denkbar, dass *Ostern* eben letztlich sich auf das »Schöpfen des Wassers« beim Taufvorgang bezieht. Diese Erklärung hat Jürgen Udolph in seiner Schrift *Ostern. Geschichte eines Wortes* (Heidelberg, 1999) vorgeschlagen und eingehend begründet. Das Buch ist in vielfacher Hinsicht sehr lesenswert. Unter anderem erwägt Udolph, dass in zahlreichen Ortsnamen des Typs *Osterhofen* das Erstelement durchaus das Wort für *Ostern* darstellen kann, dementsprechend haben wir auch Ortsnamen wie *Taufkirchen*. In unserer säkularisierten Welt war es relativ leicht, die gefärbten und verzierten Ostereier und die übrigen Speisen wie den Osterschinken, das gebackene Osterlamm, die Schokoladeeier und die Osterhasen aus Schokolade in die Osterbräuche einzubinden, die sich im Laufe der Zeit entwickelt haben. Aber es ist nützlich und gut, wenn wir uns den ursprünglichen Sinn des Osterfestes, nämlich die Auferstehung des Gottessohnes von den Toten, in Erinnerung rufen. Einen gewissen Abschluss findet die Liturgie zu Ostern mit dem *Weißem Sonntag*. Von der Osternacht an trugen die Katechumenen das weiße Taufkleid bis zum folgenden Sonntag, den man daher den *Weißem Sonntag* nennt. Jetzt wird der *Weißer Sonntag* normalerweise für die Erstkommunion der Kinder gewählt. Die Zeit bis Pfingsten ist die geheimnisvollste des ganzen Kirchenjahres. Bis Christi Himmelfahrt weilt der Auferstandene unter den Menschen und hat Kontakt mit ihnen: Am 40. Tag nach Ostern wird Chri-

stus in den Himmel aufgenommen. Zehn Tage später wird der Heilige Geist als Tröster der Menschheit geschickt. *Pfingsten* bedeutet wörtlich den »fünzig-

sten Tag« nach Ostern und bezeichnet damit den Tag der Sendung des Heiligen Geistes. Zehn Tage nach Pfingsten feiern wir *Corpus Christi*, das Fron-

leichnamsfest, an dem die konsekrierte Hostie in feierlichen Prozessionen durch die Straßen getragen wird.

Alfred Bammesberger

Ostern im Herbst

Ostern im Herbst, was ist das für ein Schmarren, werden Sie sagen.

Freilich, es ist ja hinreichend bekannt: das Osterfest ist ein Frühlingsfest, das sowohl nach dem kalendarischen als auch nach dem astronomischen Frühlingsanfang gefeiert wird. Bereits 195 nach Christus fanden mehrere Synoden zum Thema statt.

Während man sich aber einige Hundert Jahre lang auf keinen gemeinsamen Ostersonntag einigen konnte, wurde dieser Tag etwa 1750 nach jahrelangem Streit der katholischen und der evangelischen Christen auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond festgelegt. Nur die orthodoxe Kirche, bei der das Osterfest ja eine noch größere Bedeutung als bei uns hat, errechnete den Termin fürs Osterfest nach anderen Kriterien.

Deshalb lagen die Ostertermine zwischen Ost und West sogar 1997 noch bis zu vier Wochen auseinander. Aber trotzdem fand Ostern überall im Frühling statt. Ja, freilich, jetzt sind wir wieder am Anfang.

Ostern ist und bleibt ein Fest im Frühling. Und doch kommt der

Osterhase im Herbst auch.

Ich weiß das genau, ich war ja selbst dabei, als die in buntes Papier gewickelten Ostereier im Gras lagen, gleich neben den großen selbst gemachten Pralinen und Schokoladeneiern. Mit vor Aufregung geröteten Wangen sammelten die Kinder sie alle auf und legten sie in einen großen alten Weidenkorb. Das Gras trug noch die letzten Spuren des herbstlichen Morgentaus, die frühe Sonne stand noch recht tief, aber die Vögel sangen schon aus vollen Kehlen. Oma, Onkel und Tanten munterten die Kleinen auf, hier und dort noch zu suchen, ob denn der brave Osterhase nicht noch ein paar Eier hat fallen lassen. Als die Herbstsonne höher stand, begaben wir uns alle in die feierlich geschmückte Kirche, um anschließend ein traditionelles Ostermahl zu uns zu nehmen.

Osterschmuck und Osterkerzen, Blumen und Bänder, Danksagungen an den lieben Gott und den lieben Osterhasen fand ich genauso wie drei lebendige, streichelwillige Haserl, an denen die Kinder ihre wahre Freude hatten. Und das alles im Herbst! Nur Geduld,

des Rätsels Lösung naht.

Was unsere Altvorderen noch nicht wussten, nämlich dass die Erde eine Kugel ist, welche sich um die Sonne dreht, macht das oben Erwähnte möglich.

Und weil in den Dreißigerjahren ein ganzer Schwung deutscher Auswanderer aus dem Rheinland und dem Ruhrpott mit dem Schiff nach Brasilien fuhr, um sich im Staate Parana als Landwirte niederzulassen, kamen auch die Osterhasen samt ihren Eiern nach Brasilien in die deutsche Kolonie Terra Nova.

Traditionell wird Ostern dort auch heute noch so gefeiert, wie vor 80 Jahren in Deutschland. Nur dass im Süden Brasiliens im April nicht Frühling, sondern Herbst ist – weil sich doch die Erde um die Sonne dreht – aber das hatten wir schon.

Und wenn man den Leuten genau zuhört, wenn sie sagen: »Jetzt gema mal bei die Oma, da hat das Osterhäschen bestimmt auch noch Eierchen gelegt ...« merkt man, dass sich im brasilianischen Herbst nicht nur die Ostertraditionen sondern auch ein ganz urtümlicher Dialekt erhalten hat. Aber das ist eine andere Geschichte. *blx*

Achtung: Mitgliedsbeitrag wird fällig!

Liebe Mitglieder, nach Ostern werden wir per Lastschrift die fälligen Jahresbeiträge für 2007 einziehen. Bitte teilen Sie uns umgehend mit, falls sich seit letztem Jahr Ihre Bankverbindung geändert haben sollte. Rücklastschriften sind arbeitsaufwändig, umständlich und teuer!

Erleichtern Sie unserem Schatzmeister die Arbeit und sparen dem Verein an Batzn Geld – Danke.

Fax mit neuer Bankverbindung an: 0 84 42 / 9 51 64

oder an elektrischen Briaf an: schatzmeister@fbsd.de



Joseph Schlicht: Altbayerische Osterfreuden

Kein anderer deutscher Stamm besitzt eine solche kostbare Schatztruhe seiner Sprache wie die Baiern – nämlich Johann Andreas Schmellers Wörterbuch (bald wird es der Sarg werden, wenn's so weitergeht). Daß aber auch das bayerische Volksleben im 19. Jahrhundert einen ganz einzigartigen Sammler und Schilderer besessen hat, ist weithin in Vergessenheit geraten. Was uns dabei entgeht, können die folgenden Auszüge nur andeuten. Sie entstammen dem Buch »Bayerisch Land und Bayerisch Volk«, ihr Verfasser war der

Pfarrer Joseph Schlicht

Geboren in Goethes Todesjahr 1832 als armer Zeuglersohn zu Geroldshausen in der Hallertau, besuchte er das Mettener Knabenseminar und begann 1856 seine bescheidene geistliche Laufbahn: erst Dorfpfarrer im Gäuboden, dann in Stadthof, schließlich ab 1871 Schloßbenefiziat in Steinach nahe Straubing. Am 18. April 1917 starb der Sechszwanzigjährige mit den Worten »Bua, jatz san d'Wagscheitl brocha«. 1868 hatte er mit dem Schreiben angefangen, zuerst erschienen seine Beobachtungen des bäuerlichen Jahreslaufs und Alltagslebens, der Bräuche und Feste in der Zeitung.

Das Hauptwerk

1875 versammelte sein Hauptwerk »Bayerisch Land und Bayerisch Volk« 82 Aufsätze, die den kirchlichen Jahreskreis vom Engelamt bis Martini umfassen. Nirgendwo schreibt er frömmelnd-erbaulich, immer

lebfrisch und anschaulich, ungekünstelt und mit behaglichem Humor, vor allem aber mit tiefer Liebe zur altbayerischen Heimat. Ein unveränderter Abdruck ist 1927 erschienen. Auch nur mehr antiquarisch erhältlich sind Rupert Sigls Neuausgaben: 1973 die umfangreiche Auswahl »Blauweiß in Schimpf u. Ehr, Lust u. Leid« und 1982 das Lebensbild »Der rechte treue Baiernspiegel«.

Niemand wird sich diese scheinbar so heile Welt (mit einer durchschnittlichen Lebenserwartung von vielleicht 40 Jahren) ernstlich zurückwünschen. Aber lesen wird man von den Osterfreuden doch gerne – nicht ohne Schmunzeln, aber auch mit Rührung und Nachdenklichkeit, wie's einmal war in unserem Bayernland. Übrigens: ein Heiliges Grab kann man auch heute noch mancherorts zur Karzeit bewundern, zum Beispiel in Fischbachau.

Prof. Dr. Reinhard Wittmann

Karfreitag

Um den gewöhnlichen allwöchentlichen Freitag ist der Bayer vom Land nicht im mindesten erpicht. Er speist seinen Riedl (gestandene Milch), Salat und Zwirl (Milchgerste), seine Kletze, Gurke, Dampfnudel und sein Erdäpfelmus. Karpfen, Hecht, Barbe, Huch und Scheid können sich seinetwegen genug in Fluß und Weiher tummeln. Ganz anders am Karfreitag; an ihm trägt sich jeder Bayer seinen Fisch in's Haus. An den Karfreitagfisch knüpft nämlich der emsige wunderliche Volksglaube das unversiegbare Geld.

Darum hat selbst die letzte ärmste Bayernfamilie ihren Charfreitagskarpfen: damit ihr im Jahre hindurch die Hausmünze nie ausgeht. Den ganzen Abend ist Heiliggrabbesuch: »O nur eine trockene sonnenliebliche Charwoche!« rufen und beten die bayerischen Hausfrauen um ihrer selbst und der Kinderlein willen. Auf eigenem Wägel fährt der Bauer die Bäuerin und die sämtlichen bereits im funkelneuen Osterstaat befindlichen Kleinen zur Schau des heiligen Grabes. Andere »Butzlwaaere« kommt zur Kirche auf dem Rücken, im Arm oder an der Hand von Mutter und Vater. Welch nimmer endendes Kinderstaunen! Die ganze Kirche beim helllichten Tag im tief nächtlichen Dunkel, das unruhige Sprühen der vielfarbigem Feuerkugeln, die andächtige Volksmenge, viele auf den Knien zum gekreuzigten Herrn im Grab herunter rutschend, viele das hochwürdige Gut in der Monstranz oben anbetend. Selbst das erwachsene Bayernvolk ergötzt und erbaut sich an dem farbenfunkelnden Grab unseres lieben Herrn: ist doch die ganze Charfreitagskirche wie in eine heilige Schaubühne verwandelt. Vom Glockensterben im Gründonnerstagsgloria bis zur Glockenaufstehung im Charsamstagsgloria führt im katholischen Bayern die Ratschn das Szepter. Sie kündigt den Morgen, Mittag und Abend an, desgleichen die Gottesdienststunden. In den verschiedenen Pfarreien verschieden: am einen Ort tönt ihr hölzernes Getös vom Thurm herunter, am andern Ort vom Friedhof heraus, den dritten Ort durchlaufen die Ministranten

und lärmten mit der Handratschn den Mittag aus. Der Bayer, welcher dem einschmeichelnden Klange der Glocken hold ist, hält wenig auf das unliebliche Gelärm der hölzernen Klappern und tauft ohne Federlesens ein unhemmbares Weibermaul eine »Charfreitaratschn.«

Karsamstag

Der Charsamstag hat vor allem seine morgendliche Scheitlweihe; so und nicht anders nennen unsere Landbuben die kirchliche Feuerweihe. Dagegen läßt sich nun nicht aufkommen, das Charsamstagsscheitl ist eben die souveräne Sparte der bayerischen Bubenschaft. Schon mit dem Morgenroth sind die entfernten Fillialbuben unterwegs zur Pfarrkirche, jeder sein Palmbaumscheit an der eisernen Kette über dem Rücken. Auf feuersicherer Friedhofstelle wird nun vom Meßner das neue Kirchenlicht frisch aus dem Kiesel geschlagen, das Holz in geschäftiges Brennen gebracht und das Feuer vom Pfarrer geweiht. Das ist nun hernach ein Hin- und Herwogen der Buben, ein Rasseln der Ketten, ein Prasseln der Flammen, ein Getös der herumgerissenen Holzstücke! Die ortsunumgängliche Mannszucht unter den kräftigen Rangen daselbst aufrecht zu halten, das ist eine böse Polizeiarbeit des Meßners. Nicht selten muß der Pfarrer in's Mittel.

Endlich wenn jedes Scheitl zum weihgiltigen Brand gekommen, läuft der Bubenstrom wieder ab nach allen Richtungen. Man glaube aber ja nicht, der rangenhafte Ellenbogenkampf beim Charsamstagsfeuer entquelle lediglich dem urwilden

Bubenwesen allein. Mit nichten, es steckt auch ein edles Pflichtbewußtsein darin. Mancher Bayernbub ist am Charsamstage ein bedeutender Vertrauensmann und hat die geweihten Scheitl aus der ganzen Ortschaft auf sich. Es werden nämlich aus dem Charsamstagsscheitl die Feldkreuzlein geschnitzt, darum muß es um und um vom geweihten Feuer gut angebrannt sein, sonst wird es als weihverdächtig beanstandet. Also, um fehlerlose Scheitln abzuliefern, rauft der Bub am Charsamstagsfeuer: es ist ein Kern von Edelsinn dabei und das bescheidene Trinkgeld (ein Osterei, ein Gröschlein) spielt halt auch einige Nebenrolle.

Der Abend des Charsamstags ist wiederum dem Besuch des heiligen Grabes gewidmet. Ganze Schwärme rutschen auf den Knien zum Gekreuzigten hin. Mit dem Herrgottschmatzen nimmt es der katholische Bayer gründlich und umständlich: das göttliche Haupt, der Mund, jede Hand, die Seite, jeder Fuß wird geküßt, alles verdient's. Und namentlich das kleine fromme Geschlecht, die Mädchen, ist eifrig im Lieben-Herrn-Bußln; wohl sieben male im Tag rutschen sie zu ihm.

Um aber auch keinen Schatten zu verschweigen: der bayerische Range, falls er gerade hinter dem Mädchen anrückt, vermag seines aufkeimenden Bubenstücks nicht Herr zu werden, selbst Angesichts unseres Heilandes im Grabe. Sowie nämlich das Mädchen die göttlichen Füße küßt, versetzt ihr der lauernde Kirchenschänder einen leisen Stoß, daß sie plautsch! mit dem Munde an das Pflaster fährt. Wer unsern Herrn nach der Auferstehung

noch schmatzen will, der wird als kopflos verlacht. Das nächtliche Kirchendunkel, die Verstecke des Heiliggrabgezimmers und die abendliche Auferstehungsfeier machen den Charsamstag zum beliebtesten Beichtgang des schweren Geschütztes.

Doch sieh, schon ist die ganze Kirche ein Lichtmeer, die Auferstehungsstunde schlägt. Dreimal singt's der Pfarrer mit stets höherer Stimme: »Christus ist erstanden.« Die gerastete Orgel gibt jetzt ihre freudigsten Akkorde, die Glocken jubeln all zusammen, die Ministranten vertauschen die dumpf traurigen Holzklappern mit den hell fröhlichen Dreiklangglöcklein. Der liebe auferstandene Jesus wandelt im Triumph durch die Kirche und Alles huldigt ihm: »Hochgelobt und gebenedeit!« Nach der Auferstehungsfeierlichkeit wird das heilige Grab abgezimmert. Flinker jugendliche Hände in Menge tragen die Kugeln, Leuchter, Ampeln, Blumentöpfe, Quaderbögen, Oelbäume und Grabsoldaten von dannen. Weibliche emsige Arme fegen und waschen heute noch in den heiligen Räumen und spät Nachts am Charsamstage steht die Pfarrkirche bereits in vollem Osterschmucke.

Ostern

Vorbei sind Fasten und Charwoche mit ihrer Buße und Trauer. Die Auferstehungsglocken des Charsamstagabends haben bereits das Alleluja in's katholische Bayern geläutet. Die schönste Kirchenzeit kommt Arm in Arm mit dem lachenden Frühling. Alles im Haus, Kirche, Wiese, Feld und Wald athmet: Freude, Freude, Freude.



Ostersonntag

Dem hochheiligen Auferstehungsmorgen läßt der humorreiche Volksglaube in Bayern mehrere eben so geheimnisvolle wie verwerthbare Kräfte entströmen.

Ein vielseitiger Hausartikel ist das Ei und darum ist's für die Hausfrauen recht ärgerlich, wenn die Hennen um keinen Preis in's ordnungsgemäße Nest steigen, sondern in alle möglichen Schlupfwinkel verlegen. Aber sieh, der Ostertag bringt das Gegenmittel. Im Auftrage und Vertrauen der Bäuerin muß der Oberknecht, ein großes appetitlich schneeweißes Ei im Maul, vor Sonnenaufgang heute den ganzen Hof umlaufen, Haus, Stallung, Speicher, Schupfe, Stadel und Backofen. Nun ist's den Hennen angethan: sie verlegen in diesem Jahre nicht.

Ein anderes schweres Anliegen sind, um es gleich ohne viel Ziererei und Verlegenheit gerade herauszusagen, im dichtbevölkerten Bayernhause die Flöhe. Auch gegen diese kleinen braunen Leibsauger bringt der Ostermorgen ein unfehlbares, freilich etwas unchristliches Geheimmittel. Nämlich die Oberdirn, im Gesamtauftrage der ganzen Hofbewohnerschaft, muß gleichfalls vor Sonnenaufgang das Haus auskehren und das Kehricht so schnell wie möglich in den Nachbarsgarten schütten. Dadurch wird man sämtliche Flöhe los und der Nachbar bekommt dieselben. Wenn nun aber doch dem ländlichen Geheimmittel zu Trutz die Flöhe sich wieder nach wie vor im Bayernhause lustig tummeln, so liegt der Grund hievon offenbar in der nachbarlichen Gegenseitigkeit. Was der Eine that, that

der Andere halt auch: man hat in der Morgenröthe des Ostersonntags einen großartigen Flöhtausch gemacht.

Vor dem österlichen Hochamte gewährt die prächtig gezierte ländliche Pfarrkirche einen besonders einladenden Anblick, die Speisenweihe. Die eben so heiligungsbeflissene wie volksmäßige Religion der Katholiken schmälerte in der langen Fasten dem Bayer um Gottes und der unsterblichen Seele willen sein tägliches Mahl; aber zum Lohn dafür segnet sie ihm nun ganz mütterlich liebevoll seine österliche Freudentafel. Vor dem Osterhochamte wimmelt die bayerische Pfarrkirche von appetitlichen Speisekörben, gefüllt mit Schinken, feinen Wecken, anderweitigem Fleische, Kren, Salz und rothen Eiern in Menge. Inmitten aber thronet ein allerliebstes lockiges lebküchenes Osterlaml mit der Siegesfahne. Auch die österlichen Speisekörbe geben in ihren verschiedenen Größen sehr deutlich die Begüterung an. Da ist das Häusleibkörblein und der Söldnerkorb, die Großbauernkörbe dagegen sind wahre aufgethürmte Botenwagen. Und jedes rothe Ei ist vorsorglich eingebrochen, damit die Weihe gehörig durchgeht. Das ist indessen weibliche Auslegungsweisheit. Der Bayer selbst schüttelt zu solchen Tüpfelien den Kopf und sagt entschieden: »A guate Weich muß durch Stahl und Eisen geh.« Dem Alleluja des Osterhochamts trägt der Bayer ein Jahr wie das andere seine ewig junge Spannung entgegen. Wie lobt und preist er den Pfarrer, wenn derselbe das Alleluja schön hinaussingt, daß die Kirche davon widerhallt! Weh aber dem Pfarrer, welcher das Alleluja verpfuscht! Ohnweiteres

hängen ihm die losen Burschen ein Schnaderhüpfel an:

Unsa alta Herr Pfarrer
Is a kreuzbrava Mo
Und es is nur grad Schad,
Daß er's Allelujasinga nôt ko!
Das »Geweihete« ('s Gweicht)
eröffnet nach unrüttelbarer
Familiensatzung die bayerischen
Ostertafeln. Jedes Familienmitglied muß vom Geweichten essen und zwar von jeder Sorte: Schinken, Brod, Ei, Kren, Salz.

Ostermontag

Noch bringen die drei Ostertage für die bayerischen Dirnen eine eigenthümliche Fülle von Erwartungen und Freuden. Die sämtlichen Eier, welche die Hofhennen am Ostersonntage legen, gehören der Oberdirn: die Ostermontagseier der Anderdirn; die Osterdienstageier der Drittdirn. Beim Ulmer zu Attenhofen legten die 100 Hühner der Oberdirn 90 Eier. Hat sie nun keinen Schatz auf der Seite, so verkauft sie ihren Eiervorrath an die Bäuerin, an den Eiermann, an die Nachbarin und vergrößert mit dem Geld ihre Ersparnisse. Hat sie indessen insgeheim einen Hochzeiter, so trägt sie ihre Eier zur Ortskünstlerin und läßt sie von ihr auserlesen färben und malen für den Emmaustag.

Vom ostersonntäglichen Schlafgange hängt nach bayerischem Hausglauben noch etwas ab: die glückliche Ernte. Nämlich am Ostertage selbst muß jedes von der Hausbewohnerschaft noch während der Tageszeit zu Bette gehen, mindestens ohne Licht. Die diesbezügliche Kasuistik hat der Bayer in die kernige ländlich sittliche Formel gefaßt: »So früah, daß ma d' Flöh no hupfa siahgt.« Würde diese österliche Schlafgangssatzung

übertreten, so würde der sämtliche Hofweizen in diesem Jahre brandig.

Die österlichen Eierspiele

Natürlich die muntere Kinderwelt voraus. In diesen Tagen lohnt man ja die Kleinen für alle Dienstfertigkeiten mit dem rothen Ei. So bekommt ein schnellfüßiges Mädchen leicht einen Eierschatz von zwanzig Stück zusammen. Aber um's Himmels willen die Buben! Die »spacken« ja schon längst mit ihren rothen Eiern in allen Stuben, auf allen Wegen, in allen Höfen und auf allen Gassen. (...) Trifft sich ein Rudel, so schallt's ohneweilers: »He, wer mag spacka?« Und im Nu greift jeder in die Tasche um sein Ei und schlägt es einige Male an die Vorderzähne: das Kampfei wird damit geprobt, ob es die hinlänglich harte Schale besitzt. Und nun werden die Eierkämpfe einerseits angeboten und anderseits entweder abgelehnt oder angenommen. »Spitz auf Spitz!« lärmern und schlagen sie und hierauf umgekehrt und nochmal anders und wieder anders, so

lange das Ei noch kampffähig ist. Das rothe Ei, das eingehauen wird, ist an den Gegner verloren. Ein tapferes unverwundbares Osterei bringt in der Bubenwelt hohen Ruhm und der Besitzer desselben wird von allen beneidet, gefürchtet und gemieden. Einer warnt den Andern: »Dem traunöt, der hat a Glücksoar!« Allein die Gewinnsucht macht an Ostern manchen bayerischen Buben zum frühen Gauner: er gießt sein Kampfei mit Schusterpech aus. Mit ihm spackt er natürlich ganze Reihen von Buben zu Schanden, bis diese endlich Verdacht schöpfen und ihm hinter das unredliche Geheimniß kommen. Aber jetzt entladet sich auch das Unwetter; eingespackte Eier werden ihm eine ganze Wolke nach dem Rücken geschleudert und zum Schluß wird der Gauner abgerauft, daß seine Haare herum fliegen und wäre auch der heilige Charfreitag. »Haut's ihn zum Dorf naus, der hat a Pechoar!« toben die betrogenen Buben. Dagegen die Besitzer von Glückseiern spacken sich in Recht und Ehren alle Taschen voll, betreiben damit einen schwunghaften Handel

und verkaufen sie für die Ostergänslein, das Stück um zwei Pfennige. Auch die Mädchen spacken, und zwar, wie es dem zarten Geschlechte ziemt, manierlicher als die Buben. Den Hauptwerth hat übrigens das gesprenkelte Osterei, der »Scheckl.« Dieselben legt, wie die bayerischen Kleinen baumfest glauben, der Gockel; und damit er recht viele legt, muß man ihn fleißig auf den Schweif klopfen.

Wo in abgelegenen Dörfern das bayerische Landleben noch ursprünglich ungeschwächt pulset, da treten die mannbaren Jungfrauen zusammen und führen das wunderschöne Osterpiel auf, welches sie »Oarringln« nennen. Jede nimmt aus ihrer Schürze ein weißes Ei und setzt, d. h. sie legt es in den weiten Halbbogen ein. Nun loost man die Reihenfolge. Die Erste tritt an und läßt den Ring zwischen zwei Brettchen durchrollen in den Eierbogen hinein. Das Ei, welches der Ring anläuft, gehört der Spielerin. So verlieren die Unglücklichen ihren Eierschatz an die Glücklichen. Das ist ja so der Gang der Welt.

Volksmusik im Bayerischen Rundfunk

Hörfunk:

Bayern 1 Volksmusik (Lieder – Weisen – Traditionen) – täglich von 19.05–19.55 Uhr

Bayern 1 Blasmusik – Sonntag 11.00–12.00 Uhr

Bayern 1 Schmankerl (Lieder – Leute – Volkskultur)

– jeden dritten Samstag im Monat von 20.05–21.00 Uhr

Bayern 1 Tradimix – jeden ersten Samstag im Monat von 20.05–21.00 Uhr

Bayern 1 Rucksackradio (mit Volksmusik)

– jeden Samstag von 5.00–7.00 Uhr

Bayern2Radio-Heimatspiegel (Zur Einstimmung auf den Tag)

– Mo.–Fr. von 5.05–6.55 Uhr, Sa. von 6.06–7.30 Uhr, So. von 6.06–7.00 Uhr

Bayern2Radio (Chöre singen Volkslieder) jeden 4. Sonntag im Monat von 11.30–12.00 Uhr



Bayerisches Fernsehen:

»Unter unserem Himmel«, sonntags von 19.00–21.15 Uhr

»Wetterpanoramabilder« mit Bayerischer Volksmusik, Wochenende 7.00–9.00 Uhr



Schwere Osterzeiten

Nicht leicht haben es die Menschen, die sich einem fortgesetzten Osterstress aussetzen. Nicht schlappe Ostereier sind da angesagt, sondern ein Osterstyling von der feinsten Art.

Wenn schon nicht Osterurlaub in der Türkei, dann wenigstens Eiersuchen in Italien. De Frag »San Hasen da?« kann dabei durchaus eine leichte Anzüglichkeit darstellen.

Denen, die zu Hause geblieben sind, steht dagegen die Schwiegermama ins Haus, und über die Feiertage ist »Mamasitting« wahlweise »Papasitting« oder beides angesagt. Ja, auf die Menschen unserer Tage kommen harte Prüfungen zu.

Vorbei sind die Zeiten als der Osterspaziergang mit dem Opa in die Natur führte und hinter vielen Bäumen Schokoladen-Ostereier lagen, die der Oster-

hase vergessen haben musste. So schön haben es viele Buben und Mädchen heute nicht mehr. Für die lieben Kleinen soll es nur der lila Hase sein, sonst gibt es Zoff im Kinderzimmer. Besorgte Eltern werden sich diesem farbigen Ambiente nicht entziehen können: Auch Ostern ist nicht einfacher geworden.

Viele kommen nach soviel Stress ins Träumen und rufen sich die »Gute alte Zeit« in Erinnerung. Doch auch dieser Ausflug in vermeintlich bessere Zeiten hat so seine Tücken. Ich wollte es genau wissen und hab nachgelesen. Im Mühldorfer Anzeiger stand vor 100 Jahren an Ostern: »Nicht leicht, sondern vielmehr sorgenschwer und mühselig ist für viele die Lebensgewinnung geworden. Fürwahr, die Zahl der Mühseligen und Beladenen, der

Bekümmerten, sie ist unendlich groß. Ihnen allein gilt das Dichtwort: »Wirf ab Herz, was Dich kränket.«

Mein lieber Schwan, müssen die beieinander gewesen sein, und das alles ohne lila Hasen. Nicht gerade aufbauend dieser Rückblick in das letzte Jahrhundert. Doch auch damals gab es Hoffnung. Am Schluss heißt es in dem Artikel: »Auf des Winters Schlaf folgt des Frühlings Erwachen, über unseren Hügeln predigt das Kreuz die Osterbotschaft. Und wenn diese wieder hinausgetragen wird von dem ehernen Munde der Glocken und widerklingt in Dorf und Stadt, oh dann gebt dem Oster-sange Raum in Eurem Innern, werft ab, was Euch kränket und bange macht.

Und damit unseren Leserinnen, und Lesern des Rundbriefs ein glückliches, gesegnetes Osterfest.«

Josef Bauer

Das Heilige Grab von Höglwörth

Die Heiligen Gräber stammen wahrscheinlich aus der Barockzeit, in der am Karfreitag das Leiden und die Grablegung Jesu in religiösen Schauspielen dargestellt wurde. Eines der schönsten und größten Heiligen Gräber in Südostbayern finden wir in der Kirche von Höglwörth bei Anger.

Das Grab in Höglwörth, das den ganzen Altarraum einnimmt, wird im Turnus von 3 Jahren aufgebaut. Auch in diesem Jahr 2007 wird es am Karfreitag und Karsamstag wieder jeweils von 9 bis 19 Uhr gezeigt. Tausende Gläubige kommen jedes Mal, um das prächtige Grab zu sehen. Sicher gab es bereits in der Barockzeit ein Hl. Grab, die heutige Form stammt aber aus dem 19. Jahrhundert. In dieser Zeit baute man auch das

mechanische Sonnenrad ein, das durch Wasserkraft angetrieben wird. Die wunderschöne ehemalige Augustiner-Klosterkirche Högl-

wörth am gleichnamigen See ist erreichbar über die A 9 Ausfahrt Teisendorf oder Bad Reichenhall Richtung Anger.

Thomas Enzinger



© Fotostudio Heidi in Teisendorf.

Was Sie immer schon über Ostern wissen wollten ...

... und nie in Erfahrung bringen konnten: So könnte in Anlehnung an einen Filmtitel die Beschreibung des Inhalts des vorliegenden »Hausbuchs von Fastnacht bis Pfingsten« lauten. Der Autor, Dr. Adolf J. Eichenseer, 25 Jahre lang Heimatpfleger des Bezirks Oberpfalz hat bienenfließig (zusammen mit seiner Frau Erika – diese, wie er aus dem Lehramt kommend) alles zusammengetragen, dessen er in Bezug auf Kulturgeschichte, Volkskunde, (noch) lebendigem und altem Brauchtum und Volksglauben habhaft werden konnte.

Geleitet waren die beiden dabei von dem Gedanken, dass es hier Dinge gibt, die nicht der Vergessenheit anheim fallen dürfen, sondern der Nachwelt erhalten werden müssen.

Ein Heer von Helfern, Gewährspersonen, Privatsammlern, kirchlichen und weltlichen Institutionen unterstützte die beiden – wobei das Zusammentragen die eine Seite ist – die andere, weit mühevollere ist das Sichten, Auswählen und Zusammenfügen zu einem schlüssigen Ganzen!

Verf. kann sich gut vorstellen, wie viele »Gewissensentscheidungen«, begleitet von all den Zweifeln, Rücksichtnahmen usw. vorgenommen werden mussten, bis dieses informative, aber auch unterhaltsamen Opus in dieser Form vorlag.

Die Herausgeber hatten zwar schon am Thema »Oberpfälzer Weihnacht« geübt, aber dieses Thema hat wieder ganz andere, neue und überraschende Facetten: Soll man das Klischee von der »guten, alten Zeit« bedienen oder muss man vielmehr – der historischen Wahrheit verpflichtet – Probleme, Miss-

stände, soziale Not und Unglück deutlich aufzeigen? Wie lebten die Vorfahren ihren Glauben, waren es naive Vorstellungen, die sie leiteten? Um das zu hinterfragen und zu beleuchten finden wir in diesem Hausbuch Erzählungen, Märchen, Sagen und Legenden genauso wie Redensarten, Sprichwörter, Bauernregeln neben fachlichen Abhandlungen zur Kulturgeschichte und Volkskunde.

leicht, wenn man die vielen Bilder, die Rezepte, die Bastelanleitungen, das Heilpflanzenlexikon etc. mitzählt), dass es Stückel für Stückel zusammengesucht, genauso seinen Reiz hat.

Schließlich geht es vom Vorfrühling Anfang Februar bis zum Pfingstfest Ende Mai – man kann es also »monatsweise« lesen oder auch »fest(tags)weise: Fasching bis Aschermittwoch, Gregori-Fest, Passionssonntag,

Palmsonntag, Gründonnerstag, Karfreitag, Kar Samstag, Oster sonntag, Oster montag; später dann Bräuche im Marienmonat Mai, über den Muttertag zu Christi Himmelfahrt und Pfingsten, wo dann endlich der Hlg. Geist in Gestalt einer hölzernen Taube durch das »Heilig-Geist-Loch« zu den Gläubigen hinuntersaust. Nur einmal, da war es keine Taube, sondern



Gerade diese Mischung aus alt und neu, ausgestorben und neu entstanden, zeitfern und zeitgenössisch, frühen Dialekten und Schreibweisen neben den heutigen macht dieses Werk geradezu zu einem Krimi: spannend von vorn bis hinten.

Über 500 Seiten lesen sich natürlich nicht auf einen Schlag; aber dieses Puzzle setzt sich ja aus so vielen Teilen zusammen (auf über 1.000 kommt man

eine Saublader – warum? Selber lesen auf S. 467!

pvc

*Oberpfälzer Ostern
Ein Hausbuch von Fastnacht
bis Pfingsten
Herausgegeben von
Erika Eichenseer und
Adolf J. Eichenseer
Mittelbayerischer Verlag KG,
Regensburg 2001
ISBN 3-927529-45-1*



Bairischer Advent in Garmisch-Partenkirchen

»Jetz' miaß' ma fest boarisch red'n, damit ins da Globalisierungswind net' o'ko«. Kein Geringerer als Papst Benedikt XVI hat seine bayerischen Landsleute ermuntert, Dialekt zu sprechen und althergebrachte Bräuche zu bewahren.

Adventszeit eingestimmt.

»Gehst vorbei?« Ist die ergreifende Geschichte überschrieben, in der Anneliese Grasegger die Begegnung mit einem einsamen Menschen in der Kälte unterm Karlstor schildert. In schönster Werdenfelser Mund-

Konrad), die ihren Liedern vom letzten Blattl, einer wunderbar-lichten Nacht und der Verkündigung die Zuhörer begeisterten. Ihren ersten Auftritt meisterte die Hausberg Soatnmusi, eine staade Formation mit Leni Megele (Zither),



Premiere für die Hausberg Soatnmusi (oben links); der Oberauer Kienberg-Dreigsang (oben rechts); Anneliese Grasegger (unten links) und Georg Witting.

art schwärmte der zwölfjährige Georg Witting vom Maronibrater und Magdalena Witting (9) erzählte die Geschichte von Engerl, Ochs und Esel im Stall von Bethlehem so herz-



Die Zeit vor Weihnachten ist so eine Gelegenheit, um sich wieder zu besinnen und dabei eine »Brücke zu schlagen vom Herbst in den Winter«, wie Pfarrer Franz Sand bei der Adventfeier des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekte im Kurparkcafe bemerkte. Mit besinnlichen und heiteren Geschichten, Liedern und leiser Musik wurden die rund 100 Besucher auf die beginnende

erfrischend, als ob sie selbst dabei gewesen wäre. Wie anders klang da die Weihnachtsgeschichte aus dem Mund des Unterammergauers Georg Messmer, bei der sich der unverkennbar schwäbische Einschlag in seinem Ammertaler Dialekt nicht verleugnen ließ. Die musikalischen Glanzpunkte setzte der Oberauer Kienberg-Dreigsang (Annemarie Gaßner, Traudl Schelle und Gisela

Elfi Führer (Gitarre) und Toni Piller am Hackbrett. Und weil der an diesem Tag auch noch Geburtstag hatte, gab's als Glückwunsch nicht das übliche »Happy birthday«, sondern, wie es sich für einen echten Werdenfelser Verein gehört, einen schneidigen Jodler aus den Kehlen vom Kienberg-Dreigsang.

Günther Schneider

Ebersberger Zeitung vom 25. Januar 2007

Preißln scho im Kindergarten

Förderverein Bairische Sprache
sieht ein großes Betätigungsfeld

Anzing – Wie wichtig der Förderverein Bairische Sprache und Dialekte ist, bewies die Jahreshauptversammlung im Anzinger Forsthof. Franz Bader, Vorsitzender des Landschaftsverbandes Ebersberg-Erding, beklagte in seinem Rechenschaftsbericht einmal mehr, dass die Buben und Mädchen bereits im Kindergarten immer mehr preißln. Das seien Sachen, die den Förderverein traurig stimmten. Deshalb werde man, wie bereits in den vergangenen zwei Jahren, von Vereinsseite aus in Schulen und Kindergärten gehen, um den ganz jungen Menschen die Bedeutung des altbairischen Dialekts zu vermitteln.

Als besondere Schwerpunkte nannte der Markt Schwabener Volksschullehrer den Raum ›Baldham/Vaterstetten‹ eine regelrechte Diaspora der altbairischen Sprache. Für Bader gar nicht so verwunderlich, denn dort schämten sich sogar die Erwachsenen, im Dialekt miteinander zu reden. »Wenn dort zwei Männer bairisch miteinander reden und es kommt eine Frau dazu, wird plötzlich hochdeutsch gesprochen«, so Bader.

Martin Bauer, Vorsitzender des Gesamtvereins lobte die Arbeit der Landschaftsverbände des Fördervereins und deren enorme Bedeutung. Gerade in einem Flächenstaat wie Bayern seien starke Landschaftsverbände von großer Bedeutung. Bei aller Selbständigkeit sei es

wichtig, mit einer Zunge zu sprechen.

Neben den guten Beziehungen zum Kultusministerium sprach sich Bauer für einen ebenso heißen Draht zu Sozialministerin Christa Stewens aus, deren Ministerium für die Kindergärten zuständig sei.

»In den nächsten Monaten ist ein Gespräch bei Frau Stewens geplant«, kündigte der Zornedinger Sprach- und Brauchtumsförderer an. Eine kritische Vorwegbemerkung konnte und wollte sich der Zornedinger Banker in diesem Zusammenhang nicht verkneifen:

»Frau Stewens kann aa boarisch, doch hörn duad ma nix davo!«

Zum Schluss der Versammlung hatte Dr. Bernhard Stör seinen großen Auftritt. Der Dialektologe, wie ihn Franz Bader ankündigte, sprach zum vielsagenden Thema »Hat unsere Bairische Sprache noch eine Chance?«

Das Obermenzinger Urgestein sprühte nur so vor Wissen. Bei seinen Recherchen scheute er nicht den Weg zu den entlegensten Orten, Weilern, Bauernhöfen und Einöden. Denn die altbairische Sprache ist so vielschichtig, dass sie – auf

der Karte dargestellt – wie ein Spaghettisalat aussieht.

Das beeindruckte auch Ebersbergs früheren Vizebürgermeister Franz Otter, der am Wort Wasser dieses Sprachphänomen verdeutlichte:

»Wir in Ebersberg sag'n Wassa; in Oberndorf, Traxl und Neuhäusen sag'ns scho Wossa.«

Anzings 2. Bürgermeister Franz Finauer, mit Abendterminen nicht gerade unterversorgt, war an diesem Abend gern in den Forsthof gekommen:

»I bin heid ned ois Buagamoasta da, sondern ois Mitglied vom Förderverein.«



Störs apokalyptische Prognose, wonach in 50 Jahren kein bairischer Dialekt mehr gesprochen werde, wollten die Mitglieder nicht gar so pessimistisch sehen. Schließlich gebe es den Förderverein Bairische Sprache und Dialekte. Und solange der existiere, gebe es auch noch ein paar aufrechte Altbaieri, frei von Tschüss und Denglish aller Art.

Johannes Danner



»Wie bayerisch ist München noch?«

Unter diesem provokanten Titel stand eine Podiumsdiskussion bei der diesjährigen Jahresmitgliederversammlung des Kreisverbandes München und Umgebung e.V. in der Gaststätte Kolpinghaus Zentral.

- ◆ einerseits noch behäbige Residenzstadt – andererseits Glamourmetropole
- ◆ einerseits geprägt von Bildungsbürgertum – andererseits Funicity
- ◆ einerseits Stammtischleben

Umgebung des Bayernbundes 3 kompetente Referenten eingeladen. Aus der Sicht des oberbayerischen Umlandes erwartete man Ausführung vom Landesvorsitzenden des Bayernbundes, Landtagsabgeord-



Auf dem Podium (von links): Adolf Dinglireiter, MdL a.D., Landesvorsitzender des Bayernbundes; Josef Kirchmeier, Bezirksrat, Vorsitzender KV München; Stefan Hirsch, Bezirksheimatpfleger; Josef Schmid, Stadtrat und Fraktionsvorsitzender

In seiner Einführung in das Thema wies der Kreisvorsitzende, Bezirksrat Josef Kirchmeier, darauf hin, dass das München-Bild oft von Tatortkommissaren wie Melchior Veigel oder der Vorstadtidylle eines Meister Eder aus den Pumucklserien geprägt ist. Weltweit gilt sogar das Oktoberfest als Inbegriff Münchner Lebensart. Kirchmeier zitierte einen Ausspruch von Arno Makowsky, wonach »München in den Herzen so bayerisch sei wie Neapel oder die Cayman-Inlands«. Auch unter diesem Gesichtswinkel ist München zu betrachten, denn München an sich ist eine Stadt der Gegensätze:

im Hofbräuhaus – andererseits Schickeriapartys. Diese Aufzählung lässt sich noch beliebig fortsetzen und zeigt ein zwiespältiges Bild Münchens zwischen Behäbigkeit und Modernität. Einer besonderen Betrachtung bedarf noch die von dem Münchener Dialektforscher Dr. Bernhard Stör beklagte »Verpreißung der bayerischen Sprache«. Nach seinen Erfahrungen sprechen in München lediglich noch 1,8% der Schüler Dialekt, während der Satz im übrigen Oberbayern noch bei 20% liegt. Zu dem Thema »Wie bayerisch ist München noch?« hatte der Kreisverband München und

neter a.D. Adolf Dinglireiter. Er hatte erst im vergangenen Jahr das vielbeachtete Symposium »Die Zukunft unserer Dörfer« geleitet. Aus Sicht der Heimatpflege sollte Bezirksheimatpfleger Stefan Hirsch, Mitglied des Landesbeirats des Bayernbundes, das Thema beleuchten. Er hatte erst kürzlich aufhorchen lassen, als er feststellte, dass Vieles, was wie für gute alte bayerische Bräuche halten, weder bayerisch und schon gar nicht alt ist. Dritter im Bunde war der Fraktionsvorsitzende der CSU im Münchner Rathaus und designierte OB-Kandidat Josef (»Seppi«) Schmid, selbst auch Mitglied im Bayernbund. Im Rathaus hat er sich mit der

multikulturellen Entwicklung Münchens herumschlagen. Kraft tanken kann er in seinem angestammten Stadtviertel Allach, wo Vieles noch anders läuft als im großstädtischen Mischmasch, wo die Vereinsstruktur noch in Ordnung und auch sonst Manches eher dem Umland gleicht als dem Trubel der Großstadt.

Der Landesvorsitzende des Bayernbundes, Adolf Dinglreiter begann seine Ausführungen mit dem Hinweis auf die Anwesenheit des Bayerischen Landtags und der Bayerischen Staatsregierung in München und den zahlreichen Zeugnissen Wittelsbacher Vergangenheit und Gegenwart. Unter diesem Gesichtswinkel bestätigte er München bayerisch zu sein. Er bestätigte München auch ein lebendiges Vereinsleben, wenn die Stadtverwaltung auch die für kulturelles Vereinsleben zuständige Stelle aufgelöst habe. Dass Vereinsleben in München auch eine Zukunft hat sieht er in der Tatsache, dass es gelungen ist den Einsteinkeller durch Vereinsinitiative in Privathand zu übernehmen. Die Notwendigkeit der Rückbesinnung auf traditionelle Werte fasste er zusammen unter dem Schlagwort »keine Zukunft ohne Herkunft«. Eine Chance für eine Integration der ca. 25 % Ausländer in München sieht Dinglreiter nur, wenn diese auch bereit sind die angestammte Kultur in München zu akzeptieren und daran teilzunehmen und sich nicht dagegen abschotten. Das Erfolgsgeheimnis des Südens sieht er in der Bewahrung der Kultur. Diese gelte es zu bewahren, gerade in einer großstädtischen Gesellschaft. Dazu müsse allerdings bereits in frühester Kindheit begonnen werden Werte wie

Heimatliebe, Tradition und Brauchtum zu vermitteln, ohne dass diesen Werten der Mief der Vergangenheit anhaften darf. Als besonders schwierig erkannte er die Vermittlung angestammter Dialekte in den Schulen. Wenn einerseits Lehrer selbst nicht in der Lage sind Dialekte zu tolerieren, geschweige zu sprechen, wie sollen sie dann diese den Kindern vermitteln. In »multikulturellen Gesellschaften« ist es oft genug schon schwierig die deutsche Sprache zu vermitteln, wenn viele ausländische Kinder nur in der Schule deutsch sprechen, zuhause aber und im Umgang mit Landsleuten in die angestammten Sprachen zurückkehren. Nicht übersehen dürfe man allerdings, dass gerade Kinder verschiedener Kulturen den unkompliziertesten Umgang miteinander finden. Über Kinder müsse auch der Zugang zu den Eltern gefunden werden. Abschließend stellte Dinglreiter fest, dass Dialekt nicht als etwas hinterwäldlerisches abgetan werden dürfe, sondern als eine besondere Leistung, die es zu bewahren gilt.

Bezirksheimatpfleger Stefan Hirsch stellte im Hinblick auf das Thema zunächst die Frage was überhaupt »bayerisch« ist. Er unterschied zwischen dem politischen »staatsbayerischen« und dem »kulturbaierischen« Begriff. Zum ersten bekräftigte er die Aussage von Adolf Dinglreiter, wonach durch Landtag, Staatsregierung und zahlreiche staatliche Stelle in München Bayern präsent sei, und dadurch München in dieser Hinsicht sicher bayerisch geprägt ist. Hirsch bekannte sich als gebürtiger Münchener zu seinen Wurzeln im Münchner Stadtteil Au. In seiner Kindheit

habe er sein Stadtviertel an der Hand seiner Mutter und noch mehr seiner Großmutter erlebt, sodass er heute noch gute Erinnerungen an diese Zeit hat. Wandel an sich, auch in der Entwicklung der Münchner Stadt, sei nichts Neues, nur dürfe man darüber das Überlieferte nicht vergessen. Für die Ausprägung des Begriffs Heimat bezeichnete er nach Schweizer Forschungen die Alterstufe zwischen 6 und 8 Jahren als besonders prägend. Gerade hier wäre die Schule gefordert, aber vielen Lehrern wie allgemein Erwachsenen sei ein gesunder Heimatbegriff selbst nicht geläufig. Als Inbegriff bayerischer Lebensart bezeichnete Hirsch den allseits bekannten Ausspruch »leben und leben lassen«. Gerade in dieser Hinsicht sieht Hirsch doch noch viel bayerisches in München. Bei der bayerischen Sprache sieht er jedoch erhebliche Defizite, wobei der den Begriff »bayerische Sprache« an sich in Frage stellt. Es ergibt allerdings ein düsteres Bild, wenn Prof. Wittmann, ehemals Leiter der Literaturabteilung des Bayerischen Rundfunks, nur noch von ca. 50 Personen spricht, die in München noch über die alten Sprachwurzeln Bescheid wissen. Abschließend zitierte er bedauernd, dass man nicht von Dialektsterben sprechen könne, die Leiche sei bereits am ver-

wesen. Stadtrat und Fraktionsvorsitzender Josef Schmid berichtete eingangs stolz von seiner Jugend als Metzgersohn in Allach, einem Ort der erstmals 775 Erwähnung fand und daher wesentlich älter als München selbst ist. 34 Vereine unter einer Interessensgemeinschaft zeugen von einer aktiven bürgerlichen kulturellen Arbeit. Gerade das Vereins-



leben, das von der ehrenamtlichen Arbeit der Bürger lebt, trägt viel bei zur Bewahrung der Tradition. So gesehen ist ein Stadtteil wie Allach dem Umland näher als dem Innenstadtbereichen. Als ein Erlebnis besonderer Art schilderte er eine Freisprecherfeier der Münchener Metzgerinnung, bei der unter anderem Verse in Dialektform vorgetragen wurden. Die zunehmende Lautstärke im Saal zeigte, dass die überwiegende Mehrheit sprachlich nicht folgen konnten und sich deshalb anderweitig unterhielt. Er bedauerte, dass in dem Mischtopf München traditionelle Werte auf der Strecke blieben. Besonders erfreut zeigte er sich, dass es ihm mit politischen Freunden gelungen sei, gemeinsam mit dem Isargauer Trachtler das Kulturzentrum Einsteinkeller für die Volkskultur zu sichern. Das ehrenamtliche Engagement in Vereinszusammenschlüssen und Vereinstheimen bezeichnete er als bürgerliche Alternative zu den städtischen Bürgerhäusern, bei denen die angestammten Vereine oft außen vor blieben.

In Abwandlung des Valentinschen Mottos »fremd ist der Fremde nur in der Fremde« stellt Schmid fest, dass viele Münchner sich schon zuhause fremd fühlen. Auch er sieht die Schule in der Pflicht Dialektsprechen und Heimatkunde nicht zu vernachlässigen. Für München sieht er eine bedrohliche Entwicklung, da sich der Zuwachs meist aus zuwandernden Ausländern oder Bewohnern anderer Bundesländer zusammensetzt und der Anteil angestammter Münchner noch weiter zurückgehen wird. Hier sieht er ein weites Feld von Aufgaben, insbesondere Ausländer an unsere Sprache und Kultur heranzuführen. Integration kann seiner Meinung nach keinesfalls Separatismus sein. Allerdings müsse es auch Sanktionen geben, wenn jemand sich allen Integrationsbemühungen verschließt und auch weiterhin ein Parallelgesellschaft eigener Landsleute und Lebensart verbleiben will. Den Ausführungen der Referenten schloss sich eine lebhaft Diskussionsrunde an. Dabei wurden als besondere bayerische Werte

Bodenständigkeit, Traditionsbewusstsein und Heimatverbundenheit herausgearbeitet wurden. Beklagt wurde allerdings rundum der beschleunigte schleichende Verlust an eigener Identität im Vergleich zu früher. Eine für München tröstliche Erkenntnis ist, dass »München ohne Bayern nichts ist, umgekehrt aber auch Bayern von München profitiert«. Gerhard Holz vom Förderverein bairische Sprache und Dialekte e.V. (FBSD) rief dazu auf die Kräfte zu bündeln und unsere eigenen Leute zu stärken, damit weitergegeben werden kann was uns wichtig erscheint. Dabei darf allerdings der ständige Wandel nicht vergessen werden, denn ein Blick auch in die bayerische Vergangenheit zeigt, dass ständig durch Einflüsse von außen ein Wandel im Inneren verursacht wurde. Wichtig ist die gesunde Mischung und die Ausgewogenheit zwischen Tradition und Fortschritt, damit unsere verwurzelten Werte auch in Zukunft noch Gültigkeit haben können.

Josef Kirchmeier

Bairisch sprechen – eine sprachliche Behinderung!?

Man ist ja als Dialektsprecher in der bayerischen Landeshauptstadt so einiges gewohnt, aber was ich letzte Woche schwarz auf weiß gedruckt in der »Hallo München« vom 21. Februar 2007 (Ausgabe Nord) auf den Seiten 1 und 6 lesen durfte, war zu viel des Guten. Eine Kindergärtnerin bedrängt die Eltern eines Bairisch sprechenden Kindes ihm seine Muttersprache abzugewöhnen und mit ihm Hochdeutsch zu reden und der Kindergartenfreund

unseres Buben landete gar beim Logopäden. Bairisch sprechen – eine Behinderung!? Mir erscheint es fast so. Denn es ist mir mindestens noch ein weiterer derartiger Fall aus München persönlich bekannt. Eine sehr gute Freundin und ihre jüngere Schwester wollte der Kinderarzt ebenfalls zum Sprachdokter schicken. Das alpenländische »R« und »CH« seien zu ausgeprägt. Den berechtigten Entsetzensschrei der Mutter wollte der

fürsorgliche Arzt durch den Hinweis abmildern, daß es bei der »Kleinen« ja noch die Kasse zahlen würde. Vergeblich. Diese Freundin und ihre Schwester sprechen noch immer Bairisch! Bairisch-frei auf Krankenschein und das, obwohl sich die bayerische Staatsregierung zumindest offiziell um die bayerischen Sprachen bemüht. In München ist das Realität. Was unsere Staatsregierung dazu sagt? Nichts. [...]

Und eine solche sollte sich auch um die Belange der bayerischen Bürger kümmern. Und ein derartiger Belang ist auch die Sprache. Es zuzulassen, daß Mediziner die Sprache von Bayerns Bürgern als Krankheit oder gar sprachliche Behinderung auf-

fassen, entspricht nicht diesem Bild. [...] Wir sprechen bairisch und wollen dies auch noch in Zukunft tun. Ich eingeschlossen. Auch meine Kinder werden es wie ich als Muttersprache lernen. Und das ist gut so!

Stadtverwaltung machen. Schließlich bin ich ja nach ärztlicher Auffassung sprachlich behindert und habe Anspruch auf einen Behindertenausweis. In diesem Sinne werd ich auch weiter Bairisch reden wie mir der Schnabel gewachsen is.

Ihr Christian Schröder



Als geborener Rosenheimer werde ich mich denn auch gleich morgen Vormittag auf den Weg zur Münchner

[...] hier gekürzt: Unter dem link: <http://muenchen.bayernpartei.org/?p=118#respond> können Sie den gesamten Artikel einsehen!

die Redaktion

Tag der Muttersprache: I red boarisch, sagt dieser Münchner Bub

Der kleine Max – ein seltenes Gwachs...



MÜNCHEN Eine ganz normale Münchner Familie – oder doch nicht? Die Zechs (rechts) leben boarisch, reden boarisch. „So, wie sich's halt ghört“, sagt Papa Sepp. Auch sein Bua, der Max, spricht Dialekt – und ist damit in seiner Klasse ein Unikum. „Oft muab i an Ausdruck übersetzen, damit i verstanden werd“, grinst der Neunjährige. Er ist stolz, etwas Besonderes zu sein – deswegen trägt er auch sein blaues T-Shirt oft und gern. „I red' boarisch“, steht da drauf (Foto links). „Und Du?“ Diese Frage muss erlaubt sein – denn Mundart beherrscht kaum jemand mehr, so der Münchner Sprachforscher Bernhard Stör. „In 50 Jahren spricht in der Stadt keiner mehr Bairisch“, sagt der Uni-Dozent. Dagegen kämpft die Familie Zech: „Des Boarische stirbt net aus!“, glauben die Feldmochinger



Hanna, Sepp, Max und Vroni Zech.



Bairisch gredt und echte Volksmusik gefragt!

Ein riesiges Echo löste der musikalische Mundartabend des Fördervereins für bairische Sprache und Dialekte e. V., Landschaftsverband Donau/Ilm/Altmühl aus.

Die bereits aus Funk und Fernsehen bekannten »Geschwister Reitberger« aus Schrobenuhausen und der niederbayrische Gstanzsänger Sebastian (Wastl) Danner waren zu Gast beim »Mittl«.

Leider fanden Dutzende von Besuchern keinen Platz mehr. Mit soviel Zuspruch hat der Förderverein nicht gerechnet! Die »Geschwister Reitberger« in ihrer besonderen Art, fanden sofort den Draht zum Publikum. Es gab begeisterten Beifall für ihre Musik- und Gesangs-



darbietungen. Die Geschwister verstanden es sehr schnell die Besucher zum Mitsingen zu bewegen. Viele Stücke, wie das Lied von der S-Bahn nach München, haben sie selbst geschrieben.

Besonders herzlich gelacht wurde bei »Wastl« Danner seinen Auftritten. Er verstand es wieder hervorragend durch

seine Mimik und seinen Gstanzln in echt niederbairischer Manier, den nie vergessenen Roider Jackl in Erinnerung zu bringen. Den gelungenen Abend ergänzten noch die gut aufgelegten Holledauer Mundartkünstlerinnen Kathi Radlmeier und Uschi Kufer sowie die Holledauer Buam Albert Schweiger und Wittl Simpert. Durchs Programm führte Vorsitzender Harri Deiner der, der 1200 jährigen Kultursprache »Bairisch« wieder zu mehr Geltung verhelfen will.

Nach über drei Stunden buntem Programm und strapazierten Lachmuskeln ging der bairische Abend zu Ende. xxx

Nachruf auf Hermann Schinner

Ende vergangenen Jahres ist Hermann Schinner, Beirat des FBSD und Mitglied im LV Tölzer Land von uns gegangen.

Welch großes Ansehen und welcher großen Respekt er landauf, landab genoß, läßt sich nur in Ansätzen aus den verschiedenen Nachrufen erahnen. Als »Mann der Tat, geradlinig und ausgleichend, zielstrebig und tatkräftig, Helfer der anderen, optimistisch und diskussionsfreudig, als Organisator in sportlichen und kulturellen Belangen« wird er apostrophiert.

Das Ehrenamt, so lange von der Öffentlichkeit missachtet und erst durch den ehemaligen Bundespräsidenten Roman Herzog aus seinem Dornröschendasein wieder in den öffentlichen Blickpunkt gerückt, war Hermann Schinner zeitlebens Herzensangelegenheit.

Weit über 20 Jahre Gemeinderat, erster Bürgermeister, Kreisrat mit Aufgaben in vielen Ausschüssen, Kreisheimatpfleger: alles im Ehrenamt!

Die Zahl der Vereine, in denen und für die er Aufgaben übernahm ist ebenfalls beachtlich; ob es jetzt der Turnverein (Stichwort Blomberg Bergsportfest), der Greilinger Tennisclub, der Gartenbauverein, die Jagdkreisgruppe oder die Jagdhornbläser waren: überall war er aktiv dabei. Wie er diese ehrenamtlichen Aktivitäten neben seinem Beruf als Forstamtsleiter und später Oberamtsrat im Forstministerium so souverän ausfüllen konnte, mag auch an seiner Liebe zum Sport und zur Natur gelegen haben.

Er war aber auch Kämpfer mit Leib und Seele für den Erhalt der bairischen Sprache und erklärter Feind der Anglizismen. So lag es nahe, dass er 2002 Mitglied im



FBSD wurde. Auch hier engagierte er sich sofort in seinem Landschaftsverband und wurde als Beirat in den Gesamtvorstand gewählt. Damit nahm er an den Sitzungen des Gesamtvorstands teil und gerne hörte man auf seinen fundierten Rat. Und so ergeht es uns wie all den vielen anderen, für die er zeitlebens so selbstlos da war, wann immer seine Mitarbeit oder seine Sicht der Dinge gefragt war: »Hermann, Du fehlst uns!«

pvc

Internationaler Tag der Muttersprache

Auch dieses Jahr wurde wieder am 21. Februar der »Internationale Tag der Muttersprache« begangen. Die Abendzeitung brachte – neben anderen Presseorganen – unter dem Thema: **Wer spricht was?** eine ausführliche Dokumentation dazu. Wir dürfen daraus zitieren: Rund 6500 Sprachen werden weltweit gesprochen. Noch – denn nach Schätzungen der Unesco ist mindestens die Hälfte vom Aussterben bedroht. Nach Angaben der »Gesellschaft für bedrohte Sprachen« (GBS) könnte ein Drittel schon innerhalb von zehn Jahren in Vergessenheit geraten. Pessimistische Schätzungen sehen innerhalb eines Jahrhunderts gar 90 Prozent verschwinden. Um auf dieses Problem aufmerksam zu machen, riefen die

Kreativen der Unesco im Jahr 2000 den »Internationalen Tag der Muttersprache« ins Leben. »Sprachen sind nicht nur praktische Werkzeuge der Kommunikation, sie transportieren auch Werte und Kultur. Außerdem sind sie Grundlage der Identität von Einzelnen und Gruppen«, so Unesco-Direktor Koichiro Matsuura. »Die Muttersprache ist die Basis, auf der jeder Mensch seine Persönlichkeit bildet. Durch sie lernt man Respekt vor sich selbst, der eigenen Geschichte und vor allem Respekt für andere.« Nur 11 Sprachen für über 50% Weltbevölkerung gegen 6.000 Sprachen für 4% der Menschheit – so die Bilanz der Sprachforscher der Uni Köln. »Die meisten Sprachen werden nur von kleinen Gemeinschaften gesprochen und fallen

daher besonders leicht der Verdrängung zum Opfer«. Auch in Europa sind laut GBS zahlreiche Sprachformen bedroht. Baskisch, Gälisch, Walisisch, Bretonisch und Rätomanisch etwa bezeichnen die Experten als »Minderheitensprachen mit ungewisser Zukunft«. Deutschland bleibt vom Sprachenschwund nicht verschont, auch wenn es dem Bairischen noch gut geht. Hierzulande seien u. a. das Sater- und das Nordfriesisch bedroht, so die GBS: »Die Dialekte des Nordfriesischen werden in Schleswig-Holstein nur noch von 8.000 und Saterfriesisch in Niedersachsen sogar nur noch von 2.000 Menschen gesprochen – Tendenz fallend.«

Natalie Kettinger

»Dialekt gilt als hinterwäldlerisch«

AZ: Herr Bauer, Sie sind Vorsitzender des „Fördervereins für Bairische Sprache und Dialekte“. Was macht Muttersprache so wichtig?

MARTIN BAUER: Die Muttersprache ist ein Mittel der persönlichen Identifikation. Sie trägt zur Heimatverbundenheit bei. Gerade mit Blick auf die EU kann die Muttersprache als Anker in der globalisierten Welt dienen.

Warum verschwinden Dialekte oder ganze Sprachen?

Für Bayern gilt, dass häufig schon im Elternhaus kein Bairisch mehr gesprochen wird. Ein Dialekt gilt als hin-

terwäldlerisch oder karrierehemmend. Kinder bekommen dadurch kein Gefühl für die Muttersprache vermittelt.



Nachgefragt

bei Martin Bauer

Es wird bei der Erziehung zu selten Wert auf einen korrekten Gebrauch der Muttersprache gelegt.

Inwiefern?

Es werden beispielsweise

ständig Anglizismen verwendet – wobei nicht jeder Teufelswerk ist. Hinzu kommt, dass Kinder im Kindergarten oder in den Schulen durch zu starke negative Klischees nicht mehr genug Selbstbewusstsein haben, ihren Dialekt gegenüber den nicht bairisch sprechenden Kindern aufrechtzuerhalten.

Wie kann man das Bairische bewahren?

Unter anderem versuchen wir den Kontakt zu Eltern, Kultus- und Sozialministerium zu pflegen, um für das Bairische in Erziehung und Unterricht zu appellieren. **jd**



Ostern

Ostern, dees ko neamd bestreiten,
hat scho recht vaschiedne Seitn

Für's Kind werd oiwei wichti sei,
was legt da Has ins Nesterl nei.
Gibts was Extrigs no dazua
oda bringt er Eier nur.

Dee »echt'n« findt fast jeds Kind fad
und hofft auf Eier aus Schoklad
und no dazua, auf jedn Fall,
an möglichst großn Gummiball
und no mehr so große Sachn.
(Wia soll der arme Has dees machn?).

Vo sechs Jahrl aufwärts denk ma dann
hurra, da fanga d'Ferien an,
ma muaß ned aufsteh in da Fruah,
hat vo da Hausaufgab sei Ruah
und Gschenker kriagt ma an dem Dog,
zua Eier – dee ma ja ned mog –
zum Beispui Flins, a Handy-Kartn
und no vui mehr find ma im Gartn.
Gern sammlt ma dee Sachan ei,
is aa da Glaubn an Has vorbei.

Und dann in dee Erwachsna-Jahr,
da hoaßt dees nacha: Wundabar,
mir macha Osterurlaub heier
in so am Strandclub, ganz am neia,
im diafstn Südn in da Sonn
mit so a Animation.

Dees **Ostern** biat si da doch o,
weil ma vier Urlaubsdog sparn ko.
Und weil dees Fest im Fruahjahr is
da spriaßn aa d'Hormoner gwiß,
as Herz braucht do für d'Liab koan **Mai**,
dee stellt aa im Aprui si ei.

Dees ois erscheint oam wiara Buid,
wenn ma für d'Enkerl d'Nester fuit
Dabei duad mir ja oans bloß leid,
dees, dass ma für uns oide Leit
koa Osternesterl macha werd,
i wissat scho was einigheert:
A Haftcreme für dee Zahnprotesen,
vui magnfreindlichs Zeig zum Essn,
Tablettn gega s'Rheimaweh,
a extrig guades Pfund Kaffee,
aa Pilln zum Schlaffa und für s'Hirn. –
Ma müassat dees halt ausprobiern,
wenn ma ganz oafach so auf d'Nacht
a recht groß Osternesterl macht
und si fest eibuid, s'gibt den Has,
wer woaß, leicht bringta oam na was.

I woaß ja, daß i a weng spinn
und aa a bisserl kindisch bin,
bloß, wenn da Has mir **do** was bringt,
was moants, wiara eich nacha stinkt!

Ilse Röder

Woher die Baiern wirklich kamen

Eine geschichtliche Betrachtung von Hans Streibl

Warum in unserer Zeit, in der über der Baiern Herkunft ohnehin schon genug gesagt scheint, auch ich mich noch um dieses Thema kümmerere? Weil mir das Wesentliche darüber eben nicht gesagt und das Gesagte auch noch ungläubhaft erschien. Darum habe ich mich dieser Wahrheitsuche zugewandt. Kein ursprünglicher Stamm seien die Baiern gewesen, aus Völkerresten hätten sie sich erst nach Abzug der Römer in unserem Lande gebildet, besagt diese These, die uns unentwegt über die Medien eingetrichtert wird. Begründet wird sie damit, dass die Geschichtsquellen vor dem fünften Jahrhundert keine »Baiern« aufzuweisen hätten. Durch Jordanes »Gotengeschichte« erfolge die Benennung der »Bajuvarii« erstmals im Jahre 469 n. Chr. und zwar schon als östliche Nachbarn der Schwaben. Folglich könnten sie – nachdem es ja vorher keinen Stamm dieses Namens gegeben habe – nur dort, also im späteren Baiernlande »gewachsen« sein. Soweit die Meinung der Vertreter der autochthonen (der im Lande erfolgten) Stammesbildung. Wie vagabundierende Völkerreste ein so großes Land wie das bairische besiedeln und kultivieren konnten – in nur wenigen Menschenaltern – das hingegen vermochte mir nicht einzu-leuchten. Dabei sei angemerkt, dass mir unter »großem Land« keineswegs der heutige bayerische Rumpfstaat vorschwebt, sondern das ursprüngliche gesamte Stammes-Siedlungsgebiet. Altbaiern also, noch verbunden mit seinem Ostgrenzland, dem

heutigen Österreich und Südtirol, abzüglich Vorarlberg in etwa. Die unglückselige Zerstückelung des Landes und Stammes in zwei Teile und Staaten erfolgte ja erst im verhängnisvollen Jahre 1156 n. Chr. Doch Meinungen wiegen wenig ohne Beweise. Wo waren die »Bajuvarii« unter dem Gewirr von Stämmen, die »Deutschland« in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten bevölkerten? Auch ich fand sie nicht! Und gerade darum ging es doch: Die Baiern als Stamm vor der Landnahme zu entdecken. Da war jedoch ein Land, das mir ins Auge viel: Bajer- oder Bojerheim, das heutige Böhmen, das seinen Namen von einem abgewanderten Keltenvolk, den Bojern, erhalten hatte und im Jahre 6 v. Chr. von den germanischen Markomannen wieder in Besitz genommen wurde. Waren dies die späteren Baiern – wie einst häufig vermutet und heute bestritten –, konnte dieser Stamm es sein, den ich suchte? Von Haus aus sprach viel dafür. Engster Nachbar zum späteren Baiernland war er ja und nur eines Sprunges über die Donau bedurfte es, um dort zu sein. Und diese Nähe schien mir Vorbedingung, um als »Ahne« der Baiern in Betracht zu kommen. Land zu gewinnen erforderte nicht nur ein blankes Schwert in diesen kriegerischen Zeiten, auch »blitzschneller Zugriff« war dazu Bedingung. Die Namenswandlung von Markomanne zu Bajuware bereitete erst recht kein Kopfzerbrechen. »Festgeschrieben« waren sie damals nicht, die Namen. Urzeitliche Bezeichnungen konnten es sein, oder

wie in unserem Falle, ein Name auch von der Herkunft abgeleitet. Nach dem Bojer Lande, aus dem sie kamen, wurden sie in diesem Fall benannt. Unserem Nachbarn links des Lechs – und nicht nur ihm – erging es ja genau so. Erst waren sie die Sueben, dann die Alemannen und zuletzt bezeichnete man sie als Schwaben. Die Namensänderung war also einfach zu erklären. Auch die geographische Ausgangslage des Stammes der Markomannen zur Eroberung des künftigen Baierns war als eine ideale anzusehen. Doch wie stand es um seine Mächtigkeit dieses zyklische Werk auch zu meistern? War er mächtig genug, das Land zu besetzen, es zu besiedeln, es auszuweiten nach Süd, Ost und Nord und andrängende Feinde abzuhalten? Um das zu beurteilen wird man genötigt sein, Einblick zu nehmen in die Geschichte dieses bemerkenswerten Volkes. Der germanische Stamm der Markomannen, von dem der Feldherr Tiberius dem römischen Senat berichtete, er sei gefährlicher und fürchterlicher als Hannibal einst mit seinen Karthagern, kam als Teilvolk der Sueben vom Norden »Deutschlands« an die obere Donau. Von dort führte ihn im Jahre 6 v. Chr. ihr Herzog Marbod ins Land der abgewanderten Bojern. Dort stärkte er seine Macht. Umliegende Stämme gewann er als Verbündete, erhob sich zu deren König, baute ein starkes stehendes Heer auf und schulte dieses – er war in Rom im Militärwesen ausgebildet – in römischer Kriegskunst. Einem Angriff dieser Weltmacht, dessen



Legionen nur einen Steinwurf südlich der Donau lagerten, wollte er, wie es schien, nicht tatenlos entgegensehen. Und dass er kommen würde, dieser Angriff, damit konnte der Kenner römischer Gepflogenheiten rechnen, denn das Imperium duldet keinen Machtblock an seinen Grenzen. Doch auch noch andere Gründe scheinen dafür gesprochen zu haben, gerade hier zuzuschlagen, obgleich die Ursachen dafür im Norden »Deutschlands« lagen. Um die Wende zum christlichen Zeitalter war bis zur Donau alles in römischer Hand und auch der Rhein bildete die Reichsgrenze. Westlich davon waren alle Länder Provinzen Roms, jedoch das germanische Kernland blieb ihnen weitgehend verschlossen. Nördlich der Donau und östlich des Rheins hausten die Völker, von denen sich die Okkupanten schmunzelnd erzählten: sie schlugen sich gegenseitig gerne die Schädel ein. Stoßen sie jedoch selber einmal vor ins Landesinnere, dann erkennt man erbittert: auch ihre Köpfe pflegt man hier nicht zu schonen.

Kurzum: Es waren jedesmal verlustreiche Unternehmungen, ohne anhaltende Erfolge. Die Verbindungen zu den Ausgangspunkten, den Rheinkastellen, waren überdehnt und die Gefahr abgeschnitten und vernichtet zu werden, war groß. Dieses sinnlose Siegen und blutige Niederlageneinstecken zwang Rom zu einem entscheidenden Schritt, zur »Entscheidungsschlacht«.

Da die Schwäche ihrer bisherigen Unternehmungen die Gefährdetheit eines jeweils einzelnen Stoßkeiles im Norden gewesen war, musste ein zweiter umfassenderer Keil folgerichtig im Süden angesetzt wer-

den. So nur war die Masse der Stämme »einzukesseln« und ihre Widerstandskraft dadurch zu ersticken.

Als Ausgangspunkt des zweiten Zangenarmes war demgemäß die Gegend um das heutige Wien beim Heerlager Carnuntum ausersehen.

Endziel dürfte die Elbmündung beim heutigen Hamburg gewesen sein, denn von dort wäre es leicht gefallen, sich mit vorzustößenden Rheinlegionen zu vereinigen. Ein genialer Plan und bei Gelingen für »Germania« der Todesstoß.

Doch saß da, genau in diesem Gebiet, das man zu durchstoßen plante, im Bojerland König Marbod mit seinen Markomannen. Und dieser Riegel und Machtblock war nicht einfach zu durchbrechen, den musste man zertrümmern; dann erst war der Weg nach Norden frei und die Bedrohung, die von ihm ausging, zugleich auch beseitigt. Ein Doppelziel von geschichtsverändernder Bedeutung, auch höchsten Einsatz rechtfertigend.

Und das Imperium kleckerte nicht, es klotzte! Ein halbes Dutzend Legionen, von Saturninus befehligt, wälzten sich im Frühjahr 6 n. Chr. den Main aufwärts, Böhmen zu. Mit gleicher Macht nahte von Südosten her Tiberius. Hundertfünzigtausend Römer sollten Marbods Heer, das nur die Hälfte an Kriegeren aufwies, zwischen sich zermalmen.

Doch das erfolgsgewohnte Weltreich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn Marbod war nicht nur Feldherr, sondern auch Staatsmann von hohem Rang. Einen vorbereiteten Aufstand der Pannonier im Osten ließ er auflodern zur rechten Zeit, was zum Patt auf dem Schlachtfeld führte. Nie

mehr gelang es Rom, den Vernichtungsschlag gegen dieses tapfere Volk nachzuholen. Wie ein schützendes Gebirge stellte es sich – um die 400 Jahre lang – zwischen das Imperium und seine nördlichen Brudervölker. Ihre und die eigene Versklavung und Romanisierung hatte es somit verhindert und so den ersten Eckpfeiler der späteren Deutschen Nation errichtet. Freilich war des Agressors Kampf um dieses Land und ganz Germanien damit noch nicht beendet. Jahrhunderte wogte er hin und her mit wechselndem Kriegsglück. Vom Blut der Kämpfer beider Seiten waren die Schlachtfelder dieser Zeit getränkt. Allein die drei bekanntesten Markomannenkriege (von 165 bis 180 n. Chr. – zum Teil schon südlich der Alpen geführt –) forderten Hekatomben Opfer. Ausgelöscht waren danach eine Reihe römischer Legionen und der Markomannen Verluste dürften kaum geringer gewesen sein. Doch Rom war in die Defensive gedrängt. Seine germanischen Gegner bestimmten künftig mehr und mehr das Gesetz des Handelns.

Die eingangs gestellte Frage nach der Stärke der Markomannen ist damit wohl beantwortet. Angesichts der Leistungen, die dieses Volk befähigte, sich einer Weltmacht zu erwehren und sie später aus dem Land zu jagen, ist begründet anzunehmen, dass es kein schwaches Volk gewesen sein kann.

Warum sollte dieser Stamm, von Leben strotzend, sich »auflösen«, wie man uns sagt, gerade zu einer Zeit, als sein Widerpart, der römische Koloss, schon taumelte?

Warum sollte er sich »auflösen« zu genau der Zeit, als das menschenleere Land, die Frucht sei-

nes Kämpfens und Siegens, schon lockend und greifbar vor ihm lag? Und wie sollte das überhaupt geschehen? Sich auflösen und spurlos verschwinden aus Welt und Geschichte? Da gilt es sich schon zu fragen, verehrte Leser, ob solcher Art Abläufe in der Realität des Lebens überhaupt vorstellbar seien, oder ob sie nicht doch eher angesiedelt sind im Reich der Phantasie und der Illusionen?

Die Historie lehrt uns jedenfalls: Entwicklungen im Völkerdasein pflegen sich menschenüblich und folgerichtig zu vollziehen. Wissen wir also, dass im 3. Jahrhundert die brüchig gewordene römische Reichsgrenze immer häufiger von »Barbaren« überflutet wurde, dann ist anzunehmen, dass die römische Zivilbevölkerung zunehmend nach Italien zurück zu strömen begann, da sie einfach zu gut wusste, was ihr

bevorstand, wenn sie ihr Heil nicht in der Flucht fand. Und wissen wir, dass letztlich – durch Fäulnis des Reiches und den Schlägen der Markomannen und anderer Germanen – auch die Legionen ihnen folgen mussten, dann wird schwerlich anzunehmen sein, dass die Sieger dieses »leere Land« irgendwelchen »Streunern« überließen. Naheliegender erscheint es doch, dass sie es einfach selber übernahmen.

Und werden die Bajuwaren schon im 5. Jahrhundert n. Chr. als der Schwaben östliche Nachbarn benannt, so deutet dies kaum auf »Restvölker-Besiedlung« hin, vielmehr zeugt auch dieses Faktum vom kraftvollen Werk eines mächtigen Stammes.

Und ziehen wir zuletzt noch in Betracht, dass, wenn ein starkes Volk in Böhmen sich spurlos verliert und ein ebensolches – unter dessen Wohnsitznamen –

zeitgleich von unserem Land Besitz ergreift, es dann wahrlich schwer fallen dürfte, noch Zweifel zu hegen an der Identität von Baiern und Markomannen.

Wir können also davon ausgehen – alle Fakten sprechen dafür – dass von Böhmen her die germanischen Ahnen des bairischen Stammes kamen und erst hier nach dem Namen ihrer Herkunft benannt wurden. Auch »Heimat« schufen sie sich da. Heimat deren ganz besondere Kultur davon kündigt: Hier war und ist ein mit überquellender Schöpferkraft gesegneter Menschenschlag am Werke. Ein Urstamm, dessen Wurzeln hinab zu reichen scheinen, in die verborgenen Zeiten der Stammesbildung. Ein Urstamm, der mitwirkte und wirkt – seit zwei Jahrtausenden und mehr – an der Bildung und Gestaltung Deutschlands und Europas.

Michael-Doeberl-Preis für unser Mitglied Niklas Hilber



Der Oberauer Student der Germanistik und Geschichte Niklas Hilber, früher Schriftführer des Landschaftsverbands Werden-

fels hat für seine Zulassungsarbeit mit dem Titel »Der Kulturpolitische Ausschuss des Bayerischen Landtags 1948–1957. Entstehung – Organisation – Politik« den Michael-Doeberl-Preis bekommen.

Die preisgekrönte Arbeit wurde von Prof. Dr. Ferdinand Kramer, Lehrstuhl für Bayerische Geschichte und vergleichende Landesgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Neuzeit an der Ludwig-Maximilians-Universität München betreut. Die Auszeichnung wird jedes Jahr von der Gesellschaft der Münchner Landeshistoriker

für herausragende, am Institut für Bayerische Geschichte entstandene Abschlussarbeiten verliehen.

Sie ist benannt nach Prof. Michael Doeberl (1861–1928), der Inhaber des Lehrstuhls für bayerische Landesgeschichte war und u. a. die dreibändige »Entwicklungsgeschichte Bayerns« verfasst hat.

Wir gratulieren dem jungen Historiker, dessen vielfältiges kulturelles Interesse unter anderem auch in einem Engagement in der Musikkapelle Oberau und im Förderverein Bayerische Sprache und Dialekte, Landschaftsverband Werdenfels deutlich wird.

Heinz Schelle



Kleine bairische Wortkunde

- Gefräß, Gfrass** das Gfräss, ugs.: schlechtes Essen, Fraß
- geschert, gschert** ungebildet, ungehobelt, unfein, ordinär, derb, unverschämt.
»Ein gscherter Lackel«
- Gefrett, Gfrett** das Gfrett: a) Mühe, Plage, Schinderei. »Es war ein elendiges Gfrett und Schinden.« (O.M. Graf, Unruhe um einen Friedfertigen, S. 146).
b) notdürftige Regelung, Provisorium. c) ärmliches Anwesen (»Geraffel«)
- Geschlerf, Gschlerf** das Gschlerf, (mdal.) 1.) schleppender Gang 2.) (abfällig) abstoßende Person(en):
a) hässliche Frau von zweifelhaftem Ruf;
b) Pack, Gesindel (Bagage), fahrendes Volk.
- geschnappig, gschnappig** (ugs.): vorlaut, frech, schnippisch, mit knappen Worten abweisend.
»Halten' S fei Eahna Maul, Sie gschnappige Person!« (Valentin 71)
- gestreckterlängs** (ugs.): der Länge nach ausgestreckt, in voller Länge, streckerlängs, (norddeutsch) längelang. »Und Obacht geben müssen hab ich auch sakrisch, dass ich von der Stiege nicht gestreckterlängs wieder hinunterfliege.« (Werner Fritsch, Cherubim, S. 50)
- notig** a) arm, armselig, dürftig, elend. »Hunger gehabt ... in der notigen Zeit.« (ebd., S. 51)
b) geizig.
- Ohrwaschel, Ohrwäschl** das Ohrwaschel, (ugs.): Ohrmuschel, -läppchen, Außenohr; (überhaupt) Ohr.
»Mit den Ohrwascheln wackeln.« (Eugen Oker, Lebensfäden, S. 11)
- Reiberdätschi** der Reiberdätschi: in der Pfanne in Fett gebackener Fladen aus geriebenen Kartoffeln; (anderswo) Reibekuchen
- Schlawiner** der Schlawiner: schlauer, raffinierter Kerl, Betrüger, »Schlawack, Schlawuzi«; (ursprüngliche Bedeutung »Slowene«).
- schmusen** a) Zärtlichkeiten austauschen, »poussieren«
b) bei einer Handelschaft vermitteln (»Schmuser«), makeln.
- zutod** (mda. -nah [zto:d, zdoud], mda.: überaus, in sehr hohem Maße. »Über den Besuch hat sie sich zutod gefreut.«
- zuwa, Zuwazarrer** mdal. Zuawa, (nordbair. zouwa), »zuher« = herzu; Zuherzarrer (Fernglas, Operngucker)
- | | | | |
|-----------------------|---|------------------|---|
| Der Bayer sagt | Hackstock
mit Fleiß
ein Geselchtes, a Gsejchts
Geschwollene, Gschwoine
Hendl
Pratz, Pratzten
ein Quartl Bier
Scher
Schermaus
da Sembfd
Stockzahn
die Sulz, Suiz
das Wammerl | und nicht | Hackklotz
mit Absicht
Geräuchertes, Pökelfleisch
Wollwürste
Hähnchen
große Hand
kleines Bier
Maulwurf
Wühlmaus
Senf, Mostrich
Backenzahn
Sülze, Aspik
Schweinebauch |
|-----------------------|---|------------------|---|

Quellenangaben: »Bairisches Deutsch« – Ludwig Zehetner
 »Bairisch – das echte Hochdeutsch« – Richard H. Kölbl
 »Bayerisch – Ratgeber für Einheimische und Zugereiste« – Wolfg. J. Bekh

Zusammengestellt von Franz Bader

Bedeutung der Dialekte in Italien

Extreme Vielfalt der Dialekte in Italien

Innerhalb der romanischen Sprachen zeichnet sich das Italienische durch eine hohe Anzahl von Dialekten aus. Die wichtigste Ursache für diese besondere Vielfalt ist die äußerst wechselvolle Geschichte Italiens. Bevor die Römer dominierend wurden, lebten Ligurer, Etrusker, Phönizier, Venetier und Griechen auf der italienischen Halbinsel. Als Basis für die heutigen italienischen Dialekte dienten die regionalen Ausprägungen des Vulgärlateins, die in gewisser Hinsicht auf den vorrömischen Strukturen aufbauten.

In Verschmelzung mit weiteren später stattfindenden Einflüssen, die von Langobarden, Goten, Byzantinern, Normannen, Arabern, Spaniern, Bourbonen und Österreichern ausgingen, bildeten sich zahlreiche Dialekte aus, die voneinander so verschieden waren, dass noch im 19. Jahrhundert auf der italienischen Halbinsel eine Verständigung nicht ganz einfach war.

Die Rolle der Hochsprache

Aus den zahlreichen Dialekten ragten Venezianisch (Veneziano), Sizilianisch (Siciliano) und Toskanisch (Toscano) besonders heraus. Da eine große Anzahl von Gebieten lange Zeit autonom war, war der Austausch von Nord nach Süd und West nach Ost gering. Vor dem Hintergrund der beschränkten Verständigungsmöglichkeiten wurde in gebildeten Kreisen und im Bereich der Kirche noch lange Latein als Kommunikationssprache aufrechterhalten. Das literarische Dreigestirn aus



Dante, Petrarca und Boccaccio verhalf schließlich dem Toskanischen zum Durchbruch; aus ihm entwickelte sich unter Einbeziehung von Einflüssen anderer Gebiete die heutige Hochsprache. Die erfolgte Einigung auf das Toskanische erfolgte dabei ohne politischen Zwang; in Frankreich war das bei der Festlegung auf die Nationalsprache weniger der Fall. Bei der Schaffung des italienischen Staates wurde sozusagen diese bereits getroffene Entscheidung sanktioniert. Weitere Ursachen für die nach wie vor große Vielfalt der italienischen Dialekte sind die späte nationale Einigung im Jahre

1870, die hohe Analphabetenrate bis in das 20. Jahrhundert hinein und die Isolation vieler Gebiete, nicht zuletzt vieler Ortschaften des Apennins und der Alpen.

Wie lassen sich die Dialekte einteilen?

Grundsätzlich lassen sich zwei Gruppen unterscheiden, einmal die gallo-italischen (vereinfacht: norditalienischen) und die mittel- und süditalienischen Dialekte. Dazwischen ist das Toskanische angesiedelt, das eine Sonderstellung einnimmt. Südgrenze der gallo-italischen



Dialekte ist etwa die Linie La Spezia-Ancona. In der Abbildung sind alle wichtigen italienischen Dialekte erhalten.

Die mittel- und süditalienischen Dialekte bilden eine Gruppe

Zur Gruppe der mittel- und süditalienischen Dialekte zählen u. a. die Dialekte des Latium (Laziale, incl. Romanesco, Stadtdialekt von Rom), Kampaniens (Campano) mit Neapolitanisch (Napoletano), Lukanisch (Lucano), Apulien (Pugliese), Kalabrien (Calabro) und Siziliens (Siciliano). Für diese Dialekte ist typisch, dass ital.: ›nt‹ zu ›nd‹ und ›nd‹ zu ›nn‹ wird, also ital.: quanto (wieviel) zu ›quando‹ und ital.: quando (wann) zu: ›quanno‹. Generell in Süditalien ist die Tendenz zu einer Lenisierung (Schwächung) von Konsonanten (t zu ›d‹, p zu ›b‹) – wie u. a. im Fränkischen – zu beobachten.

In der Hauptstadt Rom, auch im übrigen Latium, in Umbrien und in den Marken sind die Dialekte sehr gefährdet, während in Kampanien verbreitet Dialekt oder verschiedene Abstufungen zwischen Dialekt und Standarditalienisch gesprochen werden. Der Dialekt der Stadt Neapel, die von einer Fremdherrschaft in die nächste fiel, basiert auf dem Vulgärlateinischen mit griechischen und samnitischen Wurzeln und beinhaltet Elemente aus dem Spanischen und Französischen. Die Mundart in der Stadt der Gestik und der Liebeslieder erscheint nach wie vor dermaßen virulent, dass derzeit von einem Aussterben nicht die Rede sein kann. ›O surdato nnamurato‹ (ital.: Il soldato innamorato = der verliebte

Soldat) oder ›lo te vurria vasa‹ (ital.: Io ti voglio baciare = ich will dich küssen) sind inzwischen in ganz Italien Allgemeingut geworden. In dem Maße, wie sich auch in Neapel das Standarditalienisch durchsetzt, wird die Kenntnis der neapolitanischen Mundart gerade bei der Jugend zu einer Prestigesache.

Sizilianisch als Spiegelbild seiner bewegten Geschichte

Die heutigen Dialekte Siziliens haben noch zahlreichere Einflüsse aufzuweisen. Während die Grundstruktur des Sizilianischen wiederum lateinischen Ursprungs (254 v. Chr.–410 n. Chr.) ist, ist der griechische Einfluss (735–254 v. Chr.) im Wortschatz z. T. noch vorhanden. Byzantinische, arabische und normannische Einflüsse (6. bis 12. Jh.) haben sich bis heute ebenfalls erhalten. Unter Friedrich II erlebte Sizilien eine weitere Blütezeit; einige deutsche Worte wurden in den Sprachschatz übernommen (›sparagnari‹ = risparmiare = sparen). Ab dem 13. Jh. bis zur Einigung Italiens wechselten sich französische, katalanische und spanische Einflüsse ab, die noch heute in den zahlreichen Mundarten der Mittelmeerinsel zu erkennen sind. Endungen bei den Verben auf ›ri‹ statt ital.: ›re‹ und bei den Substantiven auf ›u‹ statt ital.: ›o‹ sind für das Sizilianisch charakteristisch (›scriviri‹ statt ital.: scrivere = schreiben; ›sabatu‹ statt ital.: sabato = Samstag). In letzter Zeit hat die Bedeutung des Sizilianischen wieder zugenommen; Schriftsteller, wie Andrea Camilleri (›Commissario Montalbano‹) verwenden Sizilianisch in ihren Romanen und tragen so zur

Stärkung eines Regionalbewusstseins bei.

Toskanisch als Dialekt mit hohem Prestige

Herausragendes Kennzeichen des Toskanischen, das in ganz Italien sehr beliebt und in den Medien präsent ist, ist die ›gorgia toscana‹, die besagt, dass ›c‹ vor dunklen Vokalen in vielen Fällen nicht wie ›k‹ sondern wie ›h‹ gesprochen wird; aus ital.: curva (Kurve) werden ›hurva‹ und aus ital.: casa (Haus) ›hasa‹. Ob diese Eigenheit etruskischen Ursprungs ist oder nicht, erscheint unklar; jedenfalls weist das Toskanische, das gleichwohl für das heutige Italienisch als Ausgangsdialekt diente, eine große Nähe zum Latein auf. Interessant ist auch der Vergleich der Mundarten der Städte Pisa und Lucca, die beide nur 20 km entfernt voneinander liegen. Früher sprach man in beiden Städten sehr ähnlich; nach der Einnahme Pisas durch Florenz Anfang des 16. Jahrhunderts näherte sich das Pisanische allerdings stark dem Florentinischen an, während der Dialekt von Lucca nach wie vor Einflüsse des Ligurischen aufzuweisen hat. Lucca kam erst vor rund 200 Jahren zur Toskana.

Norditalienische Dialekte mit Umlauten

Zu den gallo-italischen Dialekten gehören Piemontesisch (Piemontese), Lombardisch (Lombardo), Ligurisch (Ligure), Emilianisch (Emiliano), die Dialekte der Romagna (Romagnolo) und Venetisch (Veneto). Okzitanisch und Provenzalisch, die Sprachenstatus besitzen, wer-

den an der Grenze zu Frankreich im Nordwesten Italiens gesprochen. Alle dieser Sprachen und Dialekte zeigen eine gewisse Nähe zum Französischen.

Hervorstechendes, in allen Dialekten (außer Venetisch) vorkommendes Merkmal ist der Gebrauch der Umlaute ö und ü, welche dem Italienischen vollkommen fremd sind. Ferner entfällt bei Hauptworten oft am Wortende der Vokal, was ebenfalls an die romanischen Sprachen des westlichen Mittelmeerraumes erinnert. In Como (Lombardei) sagt man z.B. ›*dumaa vò in staziun*‹ statt ital.: *domani vado alla stazione* (Morgen gehe ich zum Bahnhof). Nicht nur im Mailänder Dialekt, der allerdings gefährdet erscheint, kommt die Verneinung nach dem Verb: ›*ti te seet no*‹ statt ital.: *tu non sei* (du bist nicht). Der Wortschatz des Lombardischen weicht vom Italienischen vielfach stark ab: ›*Gatta inguantada la ciappa minga i ratt*‹ statt ital.: *Gatta coi guanti non li prende i topi* (Eine Katze mit Handschuhen fängt keine Mäuse). Ein piemontesisches Sprichwort besagt ›*A-i gnun-e sausse mej che l'apiti*‹ statt ital.: *non ci sono salse migliori dell'appetito* (Es gibt keine besseren Soßen als der Appetit).

Venezianisch trotz dem Trend des Dialektrückgangs

Venetisch, das ebenfalls zu den gallo-italischen Dialekten gehört, aber durch die politische Bedeutung der ›*Serenissima Republica*‹ (Venedig) bis Anfang des 19. Jh. eine gewisse Sonderstellung einnimmt, hat im Gegensatz zu manch anderen Dialekten Italiens kaum an

Bedeutung verloren. Venetisch oder Venezianisch (Venedig) werden nicht nur in der Familie, sondern auch vielfach auch am Arbeitsplatz und im Internet insbesondere von der Jugend verwendet. Der Wortschatz unterscheidet sich z. T. deutlich von dem des Italienischen; einzelne wenige Ausdrücke sind auch dem Slawischen und Deutschen entlehnt; beim venezianischen Satz: ›*Struca el boton*‹ statt ital.: *Premi il bottone* (drücke den Knopf) erkennt man das deutsche Lehnwort. Außerdem wird die Tendenz vom Doppelkonsonanten zum einfachen Konsonanten deutlich.

Aus der Frage: ›*Quanti pomi che te ghe compra?*‹ statt ital.: *Quante mele hai comprato?* (Wieviel Äpfel hast du gekauft?) wird wiederum die Nähe zum Französischen (*pommes*; ital.: *mele*) deutlich. Im Venezianischen werden oft die Konsonanten ›*l*‹ und ›*v*‹ in der Wortmitte nicht gesprochen: ›*poenta*‹ statt ital.: *polenta* (Maisbrei). Die deutsche Bezeichnung für die Stadt Padova ist Padua, was sich aus der venetischen Form ›*Padoa*‹ ableitet. Dass die Dialekte mitunter ausdrucksstärker sind als die Hochsprache, gilt auch jenseits der Alpen: Die Redewendung ›*indrio culo*‹ statt ital.: *indietro* ist am besten mit dem bairischen ›*arschlings*‹ zu übersetzen.

Eine grammatikalische Eigenheit der norditalienischen Dialekte und des Venetischen ist auch, dass in einem Satz das Subjekt sozusagen in der Form des Pronomens wiederholt wird: ›*Me mama la ga on bel gato*‹ statt ital.: *La mia mamma ha un bel gatto*. Das wäre am besten mit ›*mei Mama, de hot a scheene Katz*‹ übersetzt.

Auch als Tourist kommt man mit dem Venezianisch in Kontakt: Jedem, der Venedig besucht hat, ist sicherlich die Bezeichnung ›*calle*‹ statt ital. *via* (Straße) aufgefallen, was im Italienischen unbekannt, aber im Spanischen gebräuchlich ist. Venezianisch fand übrigens auch Eingang in die Hochsprache: Der italienische Gruß ›*ciao*‹ lässt sich vom venezianischen Wort für Diener ›*sciao*‹ ableiten und besagt nichts anderes als ›*servus*‹.

Neben den Dialekten gibt es Gebiet mit eigenständigen Sprachen

In dem kurzen Abriss über die italienischen Dialekte sei noch erwähnt, dass mit Sardisch (*Sardo*) (Sardinien außer in Alghero), Katalanisch (in Alghero), Albanisch (einige Gemeinden in Süditalien seit dem 15. Jahrhundert), Slowenisch (am Ostrand Friauls), Rätoromanisch (Südtirol, Trentino und Venetien) und dem damit verwandten Friulanisch (*Furlan*) noch einige eigenständige Sprachen gesprochen werden.

Dass in Südtirol Deutsch in seiner (süd)bairischen Variante gesprochen wird, ist hinlänglich bekannt. Weniger bekannt ist die Existenz von deutschen Sprachinseln, wo es noch Spuren älterer Ausprägung des Bairischen gibt. Es handelt sich um das Fersental und Lusern im Trentino, die ›*Sieben Gemeinden*‹ und ›*Dreizehn Gemeinden*‹ und Plodn in Venetien und Zahre, Tischlbong und das Kanaltal in Friaul-Julisch Venetien. Diese in Alpentälern bzw. auf Hochebenen gelegenen Orte, die von Bayern und Tirol aus im Mittelalter besiedelt wurden und auch in der Folge



lange Zeit schlecht erreichbar waren, gelten als Eldorado für manchen Germanisten, der dort Sprachforschung betreiben kann. Dass der Erhalt dieser Dialekte bei der geringen Zahl möglicher Sprecher in der heutigen Zeit schwierig ist, liegt auf der Hand. Lokale Initiativen stellen sich aber dieser enorm schwierigen kulturellen Verantwortung.

Schutz der Dialekte und Sprachen als Kulturaufgabe

Die Sensibilität der italienischen Gesellschaft gegenüber dem notwendigen Erhalt der genannten Dialekte und Sprachen ist seit dem Ende des 2. Weltkriegs deutlich gewachsen; ein Dutzend Sprachen werden gesetzlich geschützt. Gleichwohl erscheinen weitere Anstrengungen zum Schutz und zur Förderung der Sprachen und vor allem der Dialekte notwendig.

Nach den statistischen Erhebungen (ISTAT) für das italienische Staatsgebiet hat seit 1955 zwar die Zahl der ausschließlich Italienisch sprechenden Bevölkerung von 10 auf 44 % zugenommen, während die Anzahl derer, die Dialekt und Hochsprache beherrschen mit 49 % hoch ist (gegenüber 24 % im Jahre 1955). Immerhin sprechen noch heute 7 % ausschließlich ihren Dialekt (gegenüber 66 % in 1955). Gerade in Regionen, wie z. B. Apulien, Abruzzen, Kalabrien und Venetien, wo sich der Dialekt zwischen benachbarten Dörfern schon deutlich unterscheiden kann, gelingt es einem Teil der dortigen Bevölkerung im Idealfall je nach Situation den lokalen Dialekt, die regionale Variante bzw. das regionale Italienisch oder die Standardsprache anzuwenden. Ein vermehrtes Dialektbewusstsein hat auch die Sprachwissenschaften erfasst; wie in Deutschland wendet man sich mehr und mehr der Dialektforschung, so z. B. der Entwicklung von Sprachatlanten, zu. Regionale politische Bestrebungen gehen sogar soweit, eine Vereinheitlichung verschiedener lokaler Dialektformen anzugehen, um wenigstens eine Sprachvariante (gerade Friulan, Ladinisch oder Sardisch) zu erhalten; ob dies letztlich nützt, wird kontrovers diskutiert. Vorbildcharakter hat die Gesetzgebung in der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol, wo auch das Ladinische sich gegenüber dem Deutschen (bzw. dem Tirolerischen) und dem Italienischen gut behaupten kann. Auch wenn insgesamt in Italien der Trend zur Beherrschung der Nationalsprache geht, so zeigen erfreuliche Ansätze, dass Hochsprache und Dialekt parallel bestehen können; trotz massiver Bedrohung der Mundarten durch das Standarditalienisch vor allem in den Großstädten, wie Mailand oder Turin, erscheint der Kampf um den Erhalt des Dialekts als Kulturgut in Italien noch lange nicht verloren.

nale politische Bestrebungen gehen sogar soweit, eine Vereinheitlichung verschiedener lokaler Dialektformen anzugehen, um wenigstens eine Sprachvariante (gerade Friulan, Ladinisch oder Sardisch) zu erhalten; ob dies letztlich nützt, wird kontrovers diskutiert. Vorbildcharakter hat die Gesetzgebung in der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol, wo auch das Ladinische sich gegenüber dem Deutschen (bzw. dem Tirolerischen) und dem Italienischen gut behaupten kann. Auch wenn insgesamt in Italien der Trend zur Beherrschung der Nationalsprache geht, so zeigen erfreuliche Ansätze, dass Hochsprache und Dialekt parallel bestehen können; trotz massiver Bedrohung der Mundarten durch das Standarditalienisch vor allem in den Großstädten, wie Mailand oder Turin, erscheint der Kampf um den Erhalt des Dialekts als Kulturgut in Italien noch lange nicht verloren.

Dr. Manfred Kirchner, Iffeldorf

Alles über den unsinnigen/lumpigen/gumperten Donnerstag

's Abitur ham, aber net wissen, wann da gumperte Donnerstag, da ruaßige Freitag und der schmalzige Samstag ist! *H. Schneider*

Lumpiger Donnerstag

Der Donnerstag – von unsinnig bis schmutzig / SZ 15.2.2007
Die Autorin kann nicht aus Bayern stammen, sonst könnte sie nicht dauernd von dem unsinnigen Ausdruck »unsinniger Donnerstag« schreiben. Das Wort unsinnig kommt in der bayerischen Sprache nicht vor, hier gibt es deftigere Synonyme. Mag sein, dass in gewissen vornehmen Kreisen Münchens dieses Wort im Schwange ist, der fragliche Donnerstag heißt in Bayern aber seit eh und je lumpiger Donnerstag.

Horst Reindl, Karlsfeld

»Unsinnig« gibt's durchaus
»Lump. Donnerst.« / SZ 26.2.07
Selbst beim Leserbriefschreiben sollte man Vorsicht walten lassen. Zu behaupten, einen unsinnigen Donnerstag gäbe es in Bayern nicht, ist total falsch: In 84405 Dorfen-Stadt, im Landkreis Erding, gibt es meines Wissens seit fast 100 Jahren die »Hemadlzen«-Feier am »unsinnigen Donnerstag«, und der heißt dort schon immer so!

Willi Hertlein, Kitzingen

Herr Reindl behauptet recht apodiktisch, der Ausdruck »Unsinniger Donnerstag« sei unsin-

nig, weil unsinnig in der bayerischen Sprache nicht vorkomme. Hier irrt Herr Reindl aber wohl. Ich bin in Wasserburg/Inn aufgewachsen, wo in den 50er/60er Jahren dieser Donnerstag der absolute Faschingshöhepunkt war – und er hieß »unsinniger Donnerstag«. Den Ausdruck »lumpiger Donnerstag« habe ich erst viele Jahre später hier in München gehört. Darüber hinaus ist »Donnerstag« sowieso nicht bairisch; da heißt dieser Wochentag »Pfinsta«; meine Großmutter (verstorben 1961) hat zeitlebens weder Dienstag (Irta) noch Donnerstag gesagt.

Günther Kohwagner, München

Der FBSD gratuliert Hans Schratzenstaller zum 80. !

»Die Mundart darf nicht sterben.«

Diesem Credo hat sich Hans Schratzenstaller verschrieben, seit er vor mehr als 25 Jahren angefangen hat, seiner Liebe zum Dialekt auch literarischen Ausdruck zu verleihen.

Geboren und aufgewachsen ist er in Winterstetten im Kreis Dingolfing. »Im Kreise einer kinderreichen, kleinbäuerlichen Familie wurde ihm dort als kostbarstes Erbe eine echte Mundart und eine heimatverbundene Lebensweise zuteil, der er ein Leben lang treu geblieben ist«, sagte einmal Dr. Rupert Sigl, der Herausgeber seines ersten Buches, das 1985 erschien und den Titel »Geh, nimm dar a wenig Zeit« trägt.

2006 stellte Schratzenstaller – im Vorgriff auf seine 80. Geburtstag – den Band »Feierabend« vor, der eine Auswahl seiner besten Gedichte und Geschichten enthält.

Ohne Sentimentalität zeichnet Schratzenstaller die Welt unserer Eltern und Großeltern, in der vieles gut, manches sogar besser war, die aber endgültig dahin ist. Der Poet braucht nicht viele Worte – aber die er braucht, kommen aus seinem urbayerischen Herzen. Stets wiederkehrende Motive sind die Liebe zur Heimat, zur Natur und der Glaube an das Gute, das Ewige.

In seinem Gedicht »Vo da guad oidn Zeit« wird eine Atmosphäre lebendig, die einmal harte Wirklichkeit war und die

man sich aus heutiger Sicht kaum mehr vorstellen kann.

In der Rückschau auf sein Leben, sagt Schratzenstaller, er könne sich nur an kurze



Augenblicke erinnern, die ihm auf der Sonnenseite des Lebens gegönnt gewesen seien. Seine Kindheit und Jugend waren geprägt von der Not in der Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Aus der Erfahrung heraus, dass man mit Humor und einer positiven Lebenseinstellung über Schicksalsschläge leichter hinwegkommt, hat er vor Jahren »Herz ist Trumpf« herausgebracht; ein Buch mit »lauter lustigen Gschichtn«.

Hans Schratzenstaller treibt seit Jahren die Sorge um den Verfall der Mundart um. Schon früh hat er sich eine besondere Ausdrucks- und Schreibweise der bodenständigen Mundart ange-

eignet, die den Satz überschaubar macht und damit die Lektüre zum Vergnügen. Längere Erzählungen hat der Autor auch in »Feierabend« im bairischen Erzählstil (2. Vergangenheit) gehalten und nur die Dialoge in seiner unverbildeten Mundart wiedergegeben, wodurch seine Erzählung lebendig und lebensnah wirkt.

Seinen Werken hat er meist ein Glossar angefügt, in dem er viele bairische Ausdrücke ins Schriftdeutsche übertragen sind: Ein Miniatur-Lexikon, ein bescheidenes Dokument des altbairisch-bodenständigen Sprachschatzes. Eine Köstlichkeit aus seinem Werk »unser oidboarische Sprach« ist z.B. der Titel »A so schmatz ma mia«. Dort wird deutlich, wie urwüchsig und ausdrucksstark bodenständige Mundart sein kann.

In einem Gedicht mit dem Titel »Bfüad God« heißt es im letzten Vers:

»Und iatz sog i:
Bfüad God beinand.
Wünsch enk a guade Zeit.
Da Herrgod mecht enk
Gsundheit gebm
und aa-r a wenig a Freud«

Ganz in diesem Sinn wünschen auch wir dem Jubilar weiterhin »Ois Guade und Gottes Segn!
zusammengestellt von pvc

Herz ist Trumpf
Verlag Attenkofer
ISBN 978-3-936511-03-1

Feierabend
Verlag Attenkofer
ISBN 978-3-936511-32-1



Lesermeinung / Kurzbeiträge



Daß die bairische Sprache uralte sein muß – ob es überhaupt eine eigene Sprache und weniger Dialekt ist, darüber mögen sich die Experten streiten – kann man aus der Tatsache erschließen, daß es eine Handvoll bairischer Wörter gibt, die ihre Entsprechung im Englischen haben. Wohlgedenkt: im Englischen, obwohl es eine gemeinsame Grenze zwischen England und Bayern nie gegeben hat.

Ich führe diese Wörter auf:

Foam	foam	Feim
a-whe	why	warum
Kleberl, Glewal die Finger	gloves	Finger- handschuh
weierzn, geistern	witch	Hexe
Gattern, Godern	gate	Gatter
böhmisch aft	after	nach dem
tirolerisch Gitschn	girl	Mädchen
woll-woll	well	ja, gut so

Vor einiger Zeit bin ich sogar auf einen amerikanischen Ausdruck gestoßen, der mit einem niederbayerischen Dialektwort verwandt sein könnte. Das so gesunde, weil kräftigende Mittagsschläfchen bezeichnen die Amerikaner mit »power nap«. Ich wette um den Schelln-Siebner, daß das Wort »nap« einem niederbayerischen entspricht. Welches Wort ich meine, das soll der Leser – ich hoffe, daß mein Brief Aufnahme in den »Rundbrief« findet – herausfinden; ich zahl demjenigen dann eine Maß im schönen Biergarten in Ratzenhofen.

Mit bairischen Grüßen
Pfaffinger Joseph, Mainburg

Verehrte Redaktion, erlauben Sie mir, auf eine nicht ganz verständliche Formulierung im Rundbrief Nr. 58 im Artikel »Aventin als Historiograf« auf S. 27 zurückzukommen:

Es wird hier von einem Theodor I., Herzog von Baiern, im Zusammenhang mit einem Chlodwig berichtet. Wenn ich die Geschichte Baierns richtig studiert habe, dann ist mir ein Baiernherzog namens Theodor nicht bekannt. Ich nehme an, daß es sich hier wohl um den Herzog **Theodo** (ohne Schluß-r) handelt.

Um wen handelt es sich bitte bei dem erwähnten Chlodwig? Die Chlodwigs der Franken lebten etwa 200 Jahre früher. Für eine Aufklärung/Richtigstellung wäre ich dankbar!

Wolf Greimel, München

Antwort des Autors hierauf:

Zum Namen »Theodo« statt »Theodor«:

Theodor (übersetzt: Gottesgeschenk) ist eindeutig falsch. Ein Fehler in der Berichterstattung, den ich übersehen oder zu korrigieren übersehen habe. Theodo ist abzuleiten von the- (setzen) und odos/oudos (Schwelle; d.h. Eingang / Ausgang; Anfang / Ende). Theodo bedeutet also: Herr über Anfang und Ende eines Unternehmens. Das passt sehr gut in die lockere Staatsstruktur eines Wandervolkes.

Zu der historischen Persönlichkeit: Die derzeitigen wissenschaftlichen Herrscherlisten beginnen mit Garibald I. (um 548–593) und weisen Theodo I.

die Zeit von 640/650 (Reiser) oder sehen nur einen Herzog dieses Namens (ca. 680–717) (Kraus) oder (ca. 680–725/28) (Reindel, in: Spindler, Handbuch der bayerischen Geschichte Band I. S. 118). Im Gegensatz dazu beginnt Aventin in seinem Geschichtswerk die Darstellung der Eroberung der römischen Provinz Vindelicum (sic!) mit der Wahl des Herzogs Theodos I., der vom Frankenkönig Chlodwig I. (482–511) zum Überfall auf das Römerreich aufgefordert und ermuntert wurde.

Die Baiern waren seit der Niederlage von Tolbiacum Bundesgenossen der Franken, allerdings minderen Rechts.¹

¹ vgl. griech. baiós: klein, gering, minderen Standes. Ist das die ursprüngliche Bedeutung des Namens der Baiern?

Der bairische Krieg begann 508 und endete 537 unter Theodo II. Mein Anliegen war und ist, darauf hinzuweisen, dass bei Aventin eine detaillierte Darstellung der Frühgeschichte der Baiern vorliegt. Diese Darstellung wird in der modernen Geschichtswissenschaft schlichtweg totgeschwiegen. Ich möchte wissen, warum. Dem Schreiber des Leserbriefes bin ich für sein Interesse dankbar.

Vielleicht kann man in dieser Frage doch etwas in Bewegung setzen.

Dr. Heribert Gleixner,
Pfaffenhofen



Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e. V.

Landschaftsverband Donau/Ilm/Altmühl

Unsere Madln und Buam laden zu einem unterhaltsamen Nachmittag unter dem Motto:

"Bairisch gredt, zünftig aufgsputt und lustig gsunga,

am Samstag, den 12. Mai 2007 um 15 Uhr in den Barocksaal des Stadtmuseums in Ingolstadt, Auf der Schanz, Cavalier Hepp, ein.

Es lesen:

Sabine Härtl
Katja Schäringer
Laura Knodel
Michelle Lebioda
Josef Gebert
Bernd Hauk
Raffael Scherer



Es musizieren:

Hedwig Günther
Franziska Maier
Jennifer Thaler
Deirdre Kelly
Magdalena Smid
Florian Smid
Michael Smid
Leoni Goller
Marie Wamser
Mathias Streb



Es singen:

Kornelia Zippelius
Lucia Bösel
Veronica Heintl
Quirin Witty
Josef Heintl



Es tanzen:

**5 Madl'n
und 5 Buam**
vom Paartaler
Trachtenverein
begleitet von
Daniel Huber



Eingeladen sind alle Bayern und Nichtbayern

Mia frein uns auf Eian B' suach

Da Eintritt ist frei !

Sprecher: Sepp Kloiber,
2. Vorsitzender und Delegierter

Organisator: Franz Baumzinger, Schatzmeister
Delegierter für Kinder- und Jugendarbeit



Termine ... Termine ... Termine ... Termine ...

Einladung zu einer Veranstaltungsreihe
unter dem Motto

Boarisch gredt, gfunnga und gspuit

zur Förderung, Pflege und Erhaltung unserer Mundarten
und der süddeutschen Hochsprache:

Freitag, 20. April 2007 um 2 Uhr Nachmittag

Senioren-Zentrum in Neubiberg, Hauptstr. 12
Gerhard Holz FBSD, Begriffe u. Redewendungen,
Sprachtest »Woaßt as?«, Mundartbeiträge, Gsangl u. Couplets,
Gemeinsames Singen.
Anmeldung unter Tel. 0 89/60 01 34 98

Sonntag, 13. Mai 2007, 12 Uhr Mittag bis 5 Uhr nachmittags

Mitwirkung beim Volksmusiktag des Volksmusikarchivs
an der Glentleiten

Programm:

Informationen über den FBSD-Sprachtest »Woaßt as?«
Mundartbeiträge von Gerhard Holz und Peter von Cube (FBSD)
Musi und Gsangl mit dem Feldmochinger Zwoagsang,
dem Wagner Oskar und der Münchner Saitenmusik

Freitag, 18. Mai 2007, um 1/28 Uhr auf d'Nacht

Anzing/Oblfing b. München, Trachtenheim D'Schlößlberger, Parkstr. 61
Gerhard Holz (FBSD), Feldmochinger Zwoagsang, Oskar Wagner

Donnerstag 24. Mai 2007, 1/28 Uhr abends

Mü-Feldmoching, Feldmochinger Str. 389
26. Stammtisch im Feldmochinger Hof
Programm noch in Planung.

**Achtung! Termin entfällt
wegen Renovierung
nach Brandschaden!**

Der Förderverein Bairische Sprache und Dialekte Landschaftsverband Ebersberg – Erding

lädt Sie herzlich ein am

Donnerstag, den 24. Mai 2007 um 19.30 Uhr

im Wirtshaus Kreuzeder in Erding, Münchner Str. 56
zu: Dialekte im Erdinger Landkreis

Wie spricht man heute in den verschiedenen Teilen des Landkreises?

Dieser Frage widmet sich der Dialektologe

Dr. Bernhard Stör

Für die musikalische Umrahmung sorgt

Barbara Lexa

Auf zahlreichen Besuch freut sich die Vorstandschaft
Der Eintritt ist frei

Mundartabend und a Musi

Samstag, 28. April 2007 um 1/28 Uhr auf'd Nacht
im Gasthof Mittl, Ringsee

De Auer Geign-Musi aus der Holledau spuit auf
De Cilly Kaletsch aus München trogt was vor
zum Lacha und zum Nochdenka

Landschaftsverband
Werdenfels
**Boarisch gredt,
aufgspuit und gfunnga**

**am Freitag, den 29. Juni 2007
um 19.30 Uhr**

im Kurgästesaal Grainau
Dazu laden herzlich ein:
Der Kindergarten und die Volksschule Grainau mit musikalischen und fröhlichen Darbietungen und der Landschaftsverband Werdenfels mit Unterhaltung für Jung und Alt

Landschaftsverband
Donau-Ilm-Alt Mühl

Freitag, 19. Oktober 20 Uhr

Mundartabend,
beim Huber Wirt

Mittwoch, 14. November 20 Uhr

Singen von alten Wirtshausliedern, beim Huber Wirt

Mittwoch, 12. Dezember 20 Uhr

Singen von alten Wirtshausliedern, beim Huber Wirt

Freitag, 21. Dezember 19 Uhr

Hl. Nacht von Ludwig Thoma,
Kirche St. Stephan

Bundschuh ...

Wer kann erklären, woher die Redewendung stammt:

»da steckst nix auf damit«

im Sinne von

damit erreichst (bezwirkst) du nix
Handwerk? Wettbewerb?

Schützenwesen?

Helmut Papst, Brannenburg

Der Name Bundschuh bezeichnet die traditionelle Fußkleidung des Bauern im Gegensatz zu den hohen Reitstiefeln der Ritter.

Der Bundschuh verkörperte urwüchsige Kraft und Rechtsschaffenheit. Immer wenn eine Gruppe von Menschen sich von der Obrigkeit ungerecht behandelt fühlte, war es der Brauch, einen Bundschuh auf eine Stange zu stecken.

Daher kommt auch der Ausdruck:
Gegen etwas »aufstecken«! pvc

Der Förderverein Bairische Sprache meint: Es ist allerhöchste Zeit!

Die Verarmung und Verschandelung unserer Sprache nimmt erschreckend zu. Das Sterben unserer Mundarten hat ein bedrohliches Ausmaß erreicht. In Kindergärten und Schulen, in Rundfunk und Fernsehen, in Beruf und Freizeit wird die bairische Sprache als minderwertig eingestuft, diskriminiert und verdrängt. Wir wehren uns dagegen, wir müssen uns nicht ohne Not eine andere Kultur überstülpen lassen; wir brauchen uns der eigenen Sprache und Kultur wirklich nicht zu schämen. Wir appellieren an unsere Landsleute: Redet selbstbewußt in unserer Mundart. Ahmt in der Hochsprache nicht die nördliche Aussprache und Betonung nach, behaltet die genauso richtige süddeutsch-bairische Art! Es ist die Pflicht verantwortungsvoller Politik, unsere Sprache als wesentliches Zeichen bairischer Eigenart und Kultur auch für die Zukunft zu sichern. Wie gesagt, **es ist höchste Zeit** was zu tun. Eine Generation ohne bairische Sprache reicht aus, und ein tausend Jahre altes Kulturgut ist unwiederbringlich verloren. Wir im Verein kämpfen dagegen an, bitte unterstützen Sie uns!

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt zum **Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.**

Name: _____ Vorname: _____ geb.: _____

Straße: _____ PLZ, Ort: _____

Tel.: _____ Fax: _____ E-Mail: _____

Mein Ehe-/Partner wird auf Wunsch als beitragsfreies Mitglied aufgenommen: ja nein

Name: _____ Vorname: _____ geb.: _____

Der Mitgliedsbeitrag (Schüler und Studenten 6 Euro, Erwachsene 20 Euro, juristische Personen 30 Euro/Jahr)

soll jährlich von meinem Konto _____ BLZ _____

bei der _____ abgebucht werden.

Datum, _____ Unterschrift(en) _____

Bitte schicken Sie
diese Beitrittserklärung an: Förderverein Bairische Sprache und Dialekte e.V.
Peter von Cube
(Geschäftsführer)
Agnes-Bernauer-Straße 149 E

80687 München





**Förderverein Bairische Sprache
und Dialekte e. V.**

Ingelsberger Weg 13
85604 Zorneding
Telefon (081 34) 93 15-11
Telefax (081 34) 93 15-13
Internet: www.fbsd.de
eMail: fbsd@fbsd.de